

IV. Streifzüge in der Herrschaft Schraplau

Von Albersstedt zur alten Saugrenze und zur Ruckenburg

Der Wanderer, der auf dem Bahnhof Oberröblingen den Zug verläßt, blickt, wenn er sich nach Süden wendet, in die heute durch den Braunkohlenbergbau zerstörte Weida-Flue und in das tief eingeschnittene Tal des Flüsschens, das die Querfurter Muschelkalkhochfläche bei Stedten verläßt. Zur Rechten aber, nach Erdeborn und Selsta zu, beginnen die Höhenzüge des Hornburger Sattels merklich anzusteigen, anfangs ein sanft gewölbter Felderrücken, von Hornburg ab ein kleines Waldgebirge, das als Wald wie als Gebirge bei Blankenheim den Anschluß an den Unterharz findet. Wir widerstanden für heute der Lockung des herrlichen Buchenhochwaldes im Hausberggrund und bei den Bärlochern; unser Ziel war vielmehr die sonnige Kalklandschaft des Weidatales von Ruckenburg, von der Grafschaftsgrenze bis Stedten, die wir in der Richtung des mühlenreichen Flüsschens durchwandern wollten. Damit aber war der Weg unserer Fußreise vorgezeichnet: über Albersstedt, dem ersten oder, wenn man will letzten Dorf auf dem südöstlichen Hange des Sattels, und Schaffee würden wir, die alte Landwehr oder den Landgraben überschreitend, nach Ruckenburg hinabsteigen und salwärts über Esperstedt, Schraplau und Stedten wieder unsern Ausgangspunkt gewinnen.

Wir gingen die neue Straße von Oberröblingen nach Albersstedt. Über den Kornfeldern und um die dampfenden Kohlenwerke schwebte noch der Duft der Frühe; säulensteil stieg der Rauch der Essen und Abzüge in die morgen-

frische, von Lerchengelön erfüllte Luft, die keine üblen Dünste verunreinigten. Der Weg steigt langsam aber stetig an, ein Beweis, daß wir uns nicht auf einem Talhang, sondern auf der Nordseite der Sattelwölbung bewegen. Zur Linken blieben das Zechenhaus und das jetzt zum Goldfischteich hergerichtete Schachloch der Grube „Laura“ liegen; mit ihr war einst eine Schwelerei verbunden gewesen. Die Grube selbst war auf dem Ausgehenden des Kohlenflözes angelegt, wurde teils im Tagebau, teils im Tiefbau betrieben; dieser reichte bis unter den Zwölf-Hügelberg, der, jetzt durch Sandgruben verunstaltet, früher reich an vorgeschichtlichen Funden gewesen ist. Nun senkt sich der Weg ein wenig und die Häuser und Höfe des Bauerndorfes Alberstedt tauchen aus einer von West nach Ost sich hinziehenden, ziemlich kräftig eingeschnittenen Talmulde auf. Alberstedts Flur ist heute völlig waldfrei, allein, das war nicht immer so: einst bedeckten die Hornburger Wälder, wenn auch nicht in geschlossener Fläche, so doch in einzelnen Zungen und Flecken das Gelände; Flurnamen wie Rödchen, Lohholz, Lohberg und Ziolo sind beredte Zeugen des einstigen Zustandes. Aber auch die Nachbarfluren von Farnstedt und Hornburg waren vor tausend Jahren noch walddreicher und deshalb auch feuchter als heute und so floß noch in geschichtlicher Zeit durch das Alberstedter Tal wirklich ein Bach, der in den Pfingstwiesen an der Unter-Farnstedter Grenze entsprang und bei Kochs Mühle sich mit der Weida vereinigte. Von dieser Wasserader lebten nicht wie heute ein Dorf, sondern deren zwei. Aber die Alberstedter Wüstung Klein-Alberstedt oder angeblich Alfgestide hat hinsichtlich ihrer Lage den Forschern manches Rätsel aufgegeben. Ein Blick auf die Karte genügt jedoch, um zu sagen, daß diese Dorfstätte eine Viertelstunde oberhalb des heutigen Alberstedt gelegen hat, ehe sich ihre Bewohner in den größeren Ort zogen, in dem auch später noch sieben starke Quellen sprudelten. So finden wir denn oberhalb Alberstedt bei den Pfingstwiesen das „kleine Feld“, eine Bezeichnung, die immer die Flur einer Wüstung bedeutet. Füllmunde, die man vor Jahren ausgrub, bestätigen dies oben-

drein. Die 1893 beim Kalkofen im Sicktale aufgedeckten „sehr alten“ Reihengräber aber waren nicht die Reste einer dritten Wüstung Alfgestide, sondern nur der frühgeschichtliche, vielleicht noch aus der thüringischen Zeit stammende Begräbnisplatz unseres bestehenden Alberstedt, das als benannte Siedlung bis in die Warnen- und Angelnzeit, bis in das 2. Jhdt. n. Chr. zurückreicht. Denn das Alfgestide, das nun schon jahrzehntelang von den Federn der Abschreiber mitgeschleppt wird, ist nur ein Lesefehler für Alfsarstide, den bereits Perz in seiner Ausgabe der Gosecker Chronik und nach ihm Professor Nebe in seiner Geschichte der Pfalzgrafen von Putelendorf (Bottendorf) und Sommersenburk (Sommerschenburg) richtigstellten.

Alberstedt wird als Alberestat zwar schon im Hersfelder Zehntverzeichnis genannt, aber seine urkundliche Geschichte hebt doch erst mit dem Augenblicke an, als der Erzbischof Adalbert von Bremen, der mächtige und ehrgeizige Ratgeber und Erzieher des jungen Heinrichs IV., dem Familienkloster Goseck bei Raumburg im Jahre 1053 zwölf Hufen im Alberstedtischen Felde schenkte. Adalbert war der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Goseck und seiner Gemahlin Agnes, einer Tochter des Markgrafen Dedo von Wettin. Als Domherr zu Halberstadt begann und als Erzbischof zu Bremen beschloß er sein in die Geschichte des Deutschen Reiches so tief eingreifendes Leben. Aus dem reichen väterlichen Erbe, zu dem auch Güter in Alberstedt gehörten, stiftete er und seine Brüder das Kloster auf das reichste aus; 1046 hatte Adalbert selbst die Gruskirche geweiht. Von allen m a n s f e l d i s c h e n Klöstern hat Kloster Hilburgerode (Rode) bei Blankenheim am frühesten Besitz in Alberstedt aufzuweisen. Das ist erklärlich. Vermutlich ist dieses Kloster eine Stiftung der Querfurter Edelherren; auf jeden Fall übten die Burggrafen von Magdeburg die Schirmherrschaft (Vogtei) von seiner Gründung bis zum Jahre 1256 aus. Von dieser Seite wird Kloster Rode die 6 $\frac{1}{2}$ Hufen „in Elverstede“ erhalten haben, die es Ende 1181 mit andern Gütern zu Amisdorf an das Kloster Kaltenborn überließ. auf diese

Weise einen zwischen beiden Klöstern ausgebrochenen Streit schlichtend. Diese alte Beziehung zwischen den Quersfurtern, Albersstedt und Rode war darum nicht unterbrochen; denn als am 26. Febr. 1254 die Burggrafen Burchard und Burchard, Brüder und Edle Herren von Quersfurt, dem Kloster Rode das Patronat über die Kirche zu Schraplau übereigneten, gehörten dazu u. a. auch Einkünfte von 1½ Hufen in Albersstedt. Jene 6½ Hufen aber, die Kaltenborn jetzt besaß, gingen am 25. Mai 1327 durch Tausch an das nahe Kloster Holzzelle bei Hornburg über. Und zwar lagen diese Besitzungen, wie wir nunmehr erfahren, „in campis parvi et magni Alverstede“, in Klein- oder Ober-Albersstedt und in Groß- oder Unter-Albersstedt. Daß auch die Klöster Heilsta, Sittichenbach und die Marienzelle vor den Toren Quersfurts Einkünfte in Albersstedt genossen, sei nur nebenbei bemerkt. Heilsta besaß die seinigen vermuthlich aus Spenden seiner Stifterfamilie, der Herren v. Hakeborn, die noch 1376 gewisse Besitzungen in beiden Albersstedt an die Grafen von Mansfeld veräußerten. Politisch teilte Albersstedt die Geschichte der Herrschaft Schraplau, zu der es von Anfang an gehörte; es kam mit dieser 1335 durch Kauf an die Grafen von Mansfeld und gehörte später zum Schloß- oder Oberamt Schraplau. In einem Magdeburger Lehnbrief von 1600 wird noch von Ober- und Nieder-Albersstedt als Zubehör der Herrschaft Schraplau gesprochen. Ein niederes Dienstadelsgeschlecht (1244: Heidenricus miles dictus de Alverstede, und noch 1420 ein Heidenricus de A.), das sich nach dem Ort nannte, versank bald wieder im Strom der Zeit; ob sein Stammsitz sich auf der Stätte der Spielburg, hart südlich des Schulgartens bzw. auf der des heutigen Hofmannschen, früher Jahnschen Hofes befand, muß dahingestellt bleiben. Ich halte die Spielburg für das, was ihr Name besagt und was sie an so vielen anderen Orten unserer Heimat auch gewesen ist, den Spiel- und Tanzplatz, wahrscheinlich auch Dingplatz des Dorfes, dem in der älteren Zeit zudem ein gottesdienstlicher Zweck innewohnte, nicht aber den aus mißverstandenen Flurnamen zahllos abgeleiteten heiligen Stätten. Gewiß, unsere Vor-

fahren waren in ihrer Art fromm und gottesfürchtig, naturverbunden und den Kräften des Alls näher als wir, aber sie waren Bauern und als solche nüchterne Menschen, die die alltäglichen Dinge so sahen und benannten, wie ihre unverbildeten, sehr wachamen und klugen Sinne sie wahrnahmen. Deshalb brauchen wir nicht in einem „Krautdorf“, in einem „Winkel“, in einem „Krötenberg“ sogleich „Opferstätten“ zu erblicken — beim Jiolo und bei der Donnergrube kann die Göttersage ihre Hand im Spiele haben, sofern es gelingt, auch ältere Formen und wirkliche Belege für sie beizubringen. Die Albersstedter Spielburg ist wohl erhalten, ihre Lage zwischen Kirche und südlichem Dorstrand leicht zu erkennen und ihr Umfang an dem sie kreisförmig umgebenden, tief eingeschnittenen Graben ohne weiteres festzustellen. Die Trockenmauer, die ihre steile Böschung noch auf der Hälfte des Kreisumfangs bekrönt, kann alt sein. Nur an der Kirche, die noch auf dem Gelände der Spielburg steht, sind die alten Begrenzungsverhältnisse verwischt, aber keineswegs bis zur Unkenntlichkeit.

Das Fehlen eines Ritterhofes oder eines Vorwerkes im Dorfe ist der Entwicklung seines Bauernstandes nur günstig gewesen. Es lag zwar in neuerer Zeit an der Heerstraße von Magdeburg nach Naumburg (über Heitstedt—Eisleben), aber im 19. Jhdt., als die Straße Oberöbblingen—Querfurt über Schaffee und Döcklitz geführt wurde und die Eisenbahn jene erstere Verbindung viel weiter östlich über Halle legte, da ist es die Ackerfiedlung geblieben, die es immer war; daran haben auch die Braunkohlengruben von Oberöbblingen und noch weniger die Kalkbrennerei im Weidatal etwas ändern können. Eine amtliche Beschreibung des Herzogtums Magdeburg aus dem Jahre 1785 sagt, daß damals auf 56 Feuerstellen 2 Vollspanner, 13 Halbspänner und 28 Rossäten kamen. Für die Gegenwart ist das Verhältnis kaum weniger günstig; 6 mittelgroße Betriebe und fast ein Duzend kleinere bis kleinere Höfe, ungerechnet die nur mit einer Kuh spannenden Wirtschaften.

Alberstedts Kirche, den Aposteln Petrus und Paulus geweiht, ist zwar ein verbautes, aber dennoch sehr sehenswertes Gotteshaus, am südlichen Hang der Talmulde inmitten eines verträumten und vom Schullehrer reizend gartenmäßig bebauten Gottesackers gelegen. An die Zeit des Rundbogenstils erinnern nur Spuren, ein vermaueretes Fenster in der Nordwand und der Turm. Am halbschließigen Chorschluß finden wir in einer spätgotischen Umrahmung die Jahreszahl 1506. Sie weist auf den letzten größeren Umbau der Kirche hin. Um fast 100 Jahre älter ist der schöne gotische dreiteilige Altarschrein; sein Mittelfeld zeigt die glorreiche Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; zu ihren Seiten S. Kathrin mit Schwert und Rad und S. Margret als Drachenüberwinderin. Die beiden Flügel weisen je sechs Apostelfiguren auf, alle in lebhaften Farben. Die Rückseiten der Altarklappen sind bemalt: ein Bischof oder Abt nebst einer fallenden Gestalt, nach Gröfpler der heilige Wigpert; die Marterung des heiligen Sebastian, sodann eine Darstellung der Verkündigung und der Empfängnis Mariens.

Weit wertvoller noch als dieses anmutige Schnitzwerk sind die beiden alten Glocken der Kirche. Die große ist in Spiegelschrift mit einem sogenannten Tetragrammton oder Vierwort geschmückt, das auf Glocken des 13. und 14. Jhdts. gelegentlich vorkommt; hier heißt es: El-Eloy(m)-Messias-Maria — also die beiden zauberkräftigen, dem Hebräischen entlehnten Namen Gottes, dazu Jesus und Maria. Ungleich rätselhafter aber ist die Bilderschrift auf der mittleren Glocke. Schon Biering kam sie höchst wunderlich vor und er meinte, der Unwissende möge sie wohl für eine türkische oder orientalische Schrift ansehen. Kämpfende Fabeltiere und Ritter, diese in den sehr frühen Topfhelmen, zweimal die ersten vier Buchstaben des griechischen Alphabets, durch geheimnisvolle Zeichen unterbrochen, neben den Fabelwesen ein Gebilde, das der eine als maskenhaftes menschliches Anliß erklären wird, der andere als eine Darstellung der Irmensul, wie sie umgebrosen an dem Kreuzabnahme-Bild der Externsteine zu sehen ist. Auch als Weltenbaum



Inskrift der ältesten Alberstedter Glocke

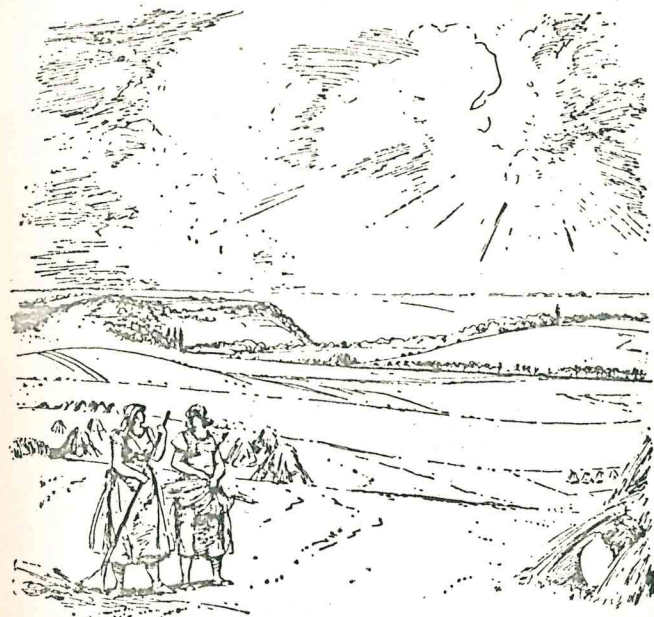
könnte man sie deuten; ihn findet man auf den Türbogenfeldern der romanischen Kirchen von Grebehna, Aue-Nylsdorf und — weit im Norden — in Niesebye bei Eckernförde. Eingefasst wird der Zeichenfries durch das A und O der Offenbarung Johannis, durch das Sinnbild des Ewigen und Allseienden. —

Alberstedts Flur mit ihren schier unabsehblichen Felderbreiten scheint nur eintönig, aber sie ist es dank ihrer Fruchtbarkeit und ihrer Höhenlage nicht. Vom Bahnhof Oberröblingen bis zu dem Punkte, wo der Weg von Schraplau nach Unter-Farnstedt die alte, nun seit langem verödete Naumburger Straße kreuzt — es ist dies die Höhe 201,3 südwestlich des Dorfes —, stiegen wir um genau 110 m. Die Hornburger Mühle, das Tannenwäldchen auf der Hornee, die Forsten von Holzelle und Rotenschirmbach sind uns greifbar nahe gerückt, und auch die Waldhänge des großen Ziegelrodaer Forstes tauchen über dem Gefilde auf; vom Rainholz, das nur noch eine gute Wegstunde entfernt ist, bis zu dem im blauen Dufte verdämmenden Staatsforst Allstedt. Vor uns aber öffnet sich das breite, wundervoll ausgemuldete Tal des Weißschker- oder Farrenbaches. Eine ununterbrochene zierliche Baumreihe im Grunde des Tales bezeichnet seinen Lauf. Unzählige Felderstreifen breiten sich in ihren unterschiedlichen Färbungen wie Teppiche und Läufer über die sanften Hänge, belebt von den Reihen der Kornmandeln, von den Schnittern und Schnitterinnen und überjubelet von den Lerchenchören dieses Erntesommertages. Eine glutvolle Sonne flimmert trotz der frühen Stunde schon über dem Tale, das in der Ferne die glänzenden Dächer des Outes Schaffee und die hellen Kalkhänge des Schraplauer Galgenberges, einst Rebärten, freundlich abschließen.

Wir schritten einen Feldweg auf halber Höhe der nördlichen Tallehne entlang, bis ein von zermahlenem Kalkstäubender Hohlweg zwischen Kirsch- und Pflaumenpflanzungen uns in die kleine Siedlung selbst hinabführte. Nun standen wir auf dem Talboden des Weißschkerbaches, wir blickten zurück, er verlor sich in stillen, einsamen und gewundenen Feldtälern, in denen sich die beiden Dörfer Farnstedt verstecken.

Die Namen Schaffee und Weißschker-Bach erzählen die Geschichte dieser abgelegenen Landschaft. Ob künstlich angestaut oder nicht — dieser Teil des Tales war einst ein See, wie alle Namensformen der kleinen Siedlung besagen, dieser See versumpfte dann und das ganze Tal, von seinem Ausgang an der Weida bis zum Sülzenberg bei Unterfarnstedt war eine Weißschke oder Wiehschke, ein nasses Ried mit ausgedehnten Rohrflößen — Rohrpeißschke heißt heute noch eine Flur bei Schaffee —, und seine Ränder waren von lichten Gebüschchen, stellenweis aber auch von schattenden Gehölzen bewachsen. Das Schaffeer Lohholz, heute ein pflanzenreiches Wäldchen von einigen 40 Morgen, reichte früher bis in die Farnstedter Flur. Später ist eine Wiese nach der anderen, eine Sumpfstelle nach der anderen entwässert und umgebrochen worden, und wo früher eine vielgestaltige Vogelwelt reiche Nahrung an Lurchen und Kriechtieren und Fischen fand, wächst nun auf milder, fruchtbarer Scholle jegliche Art von Ackerfrucht, und nur die steigenden Abendnebel nach sonnigen Spätherbsttagen oder der Dampf der frühesten Sommerfrühe sind wie ein letztes Ausatmen der einst so wasserreichen Flur.

Aber was gab Schaffee seinen nüchternen Namen? Nun, mit den Schafen, die eben, von dichter Staubwolke umhüllt, den Weg am Lohholze entlang ziehen, hat er nichts zu tun. Die älteste Form (1216) ist Scovesse (gespr. Scoves-see), später, in der Halberstädter Archidiakonatsrolle Schoubessee, im Jahre 1600 noch Schaubesee. Diese Vorsilbe „scov“ hat nun mit dem nützlichen Haustier nichts zu tun. Wenn wir bedenken, daß die Dörfer Alberstedt, Farnstedt, Gatterstedt, Esperstedt und noch einige andere



Blick in das Tal des Weißschker-Baches
Im Grunde Schafsee, links darüber der Schraplauer Galgenberg

in der Nähe mit großer Wahrscheinlichkeit als anglisch-warinische Besiedlungen älterer, vorgeschichtlicher Wohnstätten anzusprechen sind, so klingt das, was der in allen Sätteln der Sprachforschung gerechte Größler über Schafsee sagte, geradezu wunderbar: „Gar nicht unmöglich ist es, daß sich an den ehemals dort vorhandenen See die angelsächsische Scäaf-Sage angeknüpft hätte, d. h. die Sage von dem in einem Boote einbertreibenden, mit dem Haupte auf einer Garbe (althochdeutsch scoup, angelsächsisch scäaf) ruhenden, von den Umwohnern als Wunder und Gottgesandter angestaunten, später zum König erhobenen Knaben. Nach anderer Fassung schwamm der Knabe in einem scaf, d. h. in einem Faß oder Bottiche an und daher sein Name Scoup oder Scaf.“ Das sei,

meint Größler, die beste Deutung; nur habe sich eine beständige Sage leider an dieser Stelle nicht erhalten, sie sei verronnen zugleich mit dem See.

Auch das Dorf Schaffee ist fast spurlos verschwunden. Wohl heißt die grasige Hohle hinter dem Gutspark die „alte Dorfstätte“, und das „kleine Feld“ ein naher Schlag in Schraplauer Flur, aber die mindestens acht Hofstellen und die Pfarrkirche bestehen längst nicht mehr. Das jetzige Gut, ehemals ein Vorwerk des Oberamtes Schraplau mit über 700 Morgen Acker, Ager und Wiese, steht wahrscheinlich an der Stelle eines alten Sattelhofes, auf dem ein Dienstadelsgeschlecht v. Scoffee (1216—1225: Theodericus de Scoffee) saß. Im Jahre 1400 bestand das Dorf noch; die wenigen älteren Urkunden, die es nennen, geben eine deutliche Vorstellung von seiner Größe. Im Jahre 1255 kaufte der Probst des Jungfrauenklosters Rodardesdorf (später Kloster Helfta) den Brüdern Dietrich und Heinrich von Schaffee 3 Hufen, 1 Weinberg und 8 Hofstellen ab. Diesen Kauf bestätigte Graf Burchard von Mansfeld aus dem Hause Quersfurt und gab dem Kloster noch das Besetzungsrecht über die Schaffeer Kirche dazu. Aber dieser ganze Besitz war schon 13 Jahre später für eine Mühle und einen Hof in Stedten an das Erzstift Magdeburg eingetauscht, eine Besitzveränderung, der noch 300 Jahre später im Helftaer Erbzinzbuch unter „Abgang von Erbgütern“ gedacht wird. Die Kirchenzehnten indessen standen nicht Helfta, sondern mit 24 Schock Groschen dem Zisterzienserkloster Sittichenbach zu.

Ob eine ungesunde Lage, der Befehl der gräflichen Besitzer oder irgendwelche Mächenschaften der Pächter des Schlossamtes Schraplau das Dorf Schaffee haben veröden lassen, das kann man nicht mit Gewißheit entscheiden. Gewisse Anzeichen sprechen für die letztere Möglichkeit. Am 1. September 1660 verkaufte die Gräfin Barbara Magdalena, die Witwe des Grafen Johann Georg II. von Mansfeld das Gut Schaffee wiederkäuflich an den Generalmajor v. Lethmate, bei dem sie eine Schuld von 7500 Rtl. hatte. Später kündigten die Lethmateschen Erben das Besitztum, aber da sie mit den Grafen um die Wieder-

kaufsumme nicht einig werden konnten, griff der König Friedrich Wilhelm I. zu und schlug Schaffee zu Schraplau. Als Vorwerk verpachtete er es an Amtsleute. Der Amtsrat Palm (1780) hatte das Unglück, auf dem Kirchfleck eine Frau um- und tofzureifen. Dafür wurde er „mit dem Strange“ bestraft, d. h. er mußte eine Zeitlang ständig und sichtbarlich eine Schnur um den Hals tragen, und der Scharfrichter von Quersfurt war der von Amts wegen verordnete Aufpasser. Der Mann ertrug die Entwürdigung nicht lange, wurde hinterfinnig und verkaufte. Im 19. Jhdt. wechselte das Gut Schaffee oft seine Besitzer, die zugleich das Besetzungsrecht an der Alberstedter Kirche ausüben; jetzt wird es von Frau Amtmann Koediger bewirtschaftet. Der weiße Bau des Gutshauses aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts würde im ganzen nicht übel aussehen, wenn die Fenstermassen des Ober- und Untergeschosses besser ausgewogen wären. —

Die mit prächtigen gesunden Kirschbäumen bepflanzte Quersfurter Landstraße windet sich in einem Schluchtweg zum südlichen Rande des Weichsker-Tales empor. Je höher sie steigt, um so umfassender entwickelt sich vor dem überraschten Auge das Bild der „Vier Dörfer“ (Nemsdorf, Göhrendorf, Barnstedt und Göriz) inmitten der reich angebauten Quersfurter Hochfläche und des hochgetürmten Landstädtchens mit seiner lieblichen Umrahmung von Wald und Hügel. In dem Augenblick, wo wir glauben, daß es nur noch eines kurzen Abstiegs bis dorthin bedarf — in Wahrheit ist es noch eine Stunde Weges —, überschreiten wir die uralte Grenze zwischen Hassgau und Friesenfeld, zwischen dem Banne Kaltenborn und dem Ostbanne des Sprengels Halberstadt, und zugleich die spätere Graffschaftsgrenze, die noch heute den Mansfelder Seekreis vom Kreise Quersfurt scheidet. Wir gingen seit Schaffee 20 Minuten und befinden uns nun auf der Firste eines Höhenrückens, der in ostwestlicher Richtung verläuft und den Namen „die Landwehr“ oder „der Landgraben“ führt. Zwar sind der alte Grenzrain und Graben seit langem eingepflügt, aber Größler sah noch ihre Spuren, und auch die Flurnamen nördlich und südlich dieser Gaugrenze:

„Landgrabenfeld“ und „am Landgraben“, sodann in Unterfarnstedter Flur die „kleine Landwehr“, in Esperstedter Flur das „Steinfeld“ und der Grenzwald Hagen, schließlich auf Ruckenburg Marke „am Landgraben“ und „an der Grenzsäule“, bestätigen die Annahme des Mansfelder Heimatsforschers, daß es eine Binnengrenze zwischen dem Hosgau und dem Friesenfelde gab, das sonst gern nur als gelegentliche Landschaftsbezeichnung des südwestlichen Hosgaues betrachtet wird. Wichtig ist, daß der Name Friesenfeld etwa vom Jahre 1000 ab allmählich ungebrauchlich wurde und daß seitdem Orte, die früher urkundlich als im Friesenfelde liegend bezeichnet wurden, jetzt im Hasse- oder Hosgau gelegen sind. Das mindert jedoch nicht die Wichtigkeit jener alten Gaugrenze, die fortan noch weitere 1000 Jahre bis auf den heutigen Tag lebte. Es bedarf nach solchen ehrwürdigen Zeugen kaum der Erwähnung, daß die Grenze zwischen dem friesenfeldischen Obhausen und den südhassegauischen Dörfern Unter-Esperstedt und Asendorf sich fortsetzte und in ihrer politischen und geschichtlichen Bedeutsamkeit durch die gleichen Flurnamen-Denkmäler gestützt wird, wie das Stück, auf dem wir standen, die blühenden Fluren jener Gaue vor unsern begeisterten Augen. Es heißt jenseits der Weida die Grenze der „Hallrain“, der „Hallweg“, der „breite Rain“, der „Michelweg“, das ist aber der „große Weg“, hier ein Grenzweg, vielleicht eine alte Königsstraße, die, wie es in alten Weistümern heißt, so breit sein muß, „daß ein wagen bi deme anderen geladen herunder fahren moge“ oder daß ein Reiter mit einem quer über den Sattel gelegten recht bemessenen Speer von 16 Fuß Länge „unbesperret und unbekummert“ in dem Wege reiten könne. Der Hallweg hat eben diese Breite.

Bald hinter dem Punkte 181, 3, der Abzweigung des Esperstedter Weges, schlugen wir einen Fußpfad ein, der durch reisendes Korn und dann über die Bergstufen aufgelassener Weinpflanzungen in wenigen Minuten nach dem kleinen, in das mühlenreiche Tal der Weida tief eingebetteten Weiler Ruckenburg hinabführte. Es sind wenige, freundlich umbuschte und saubere Höfe, ein be-

scheidenes Kirchlein auf halber Bergeshöhe am Obhäuser Wege, vor dem Dorfrichteramt, der Stätte des Sittichenbacher Klosterhofes, die Dorfeiche, der Bauernstein und das Denkmal für die sieben im Weltkriege gefallenen Söhne des Ortes. Daß er Haltepunkt der Weidatalbahn Oberröblingen—Quersfurt ist, daß dann und wann ein schriller Lokomotivenpfeiff die Stille des sonnendurchglühften Tales zwischen dünnen Kalkbergen und fruchtbaren Lößhängen zerbricht, das hat Ruckenburg aus seiner Verträumtheit und Weltabgeschiedenheit nicht erlösen können. Seine Rolle von einst ist ausgespielt, aber ein Abglang davon fällt noch auf die Gegenwart: wir stehen auf hochgeschichtlichem Boden.

Um dies aber ganz zu empfinden, muß man den das Dorf beherrschenden Kranzberg ersteigen; hinter dem „Bahnhof“ leitet in mäßiger Steigung ein alter Fahrweg den Wanderer auf die weit vorspringende Höhe, deren Abfall mit Kirschen bepflanzt ist, während auf der Nordseite der schattige Hagenwald hinanklimmt. Der helle schieferige Kalk wirft die mittägliche Sonnenglut mit Gewalt zurück, glühheiß ist das trümmerhafte Gestein. Die bescheidene Bergnelke und die Hundstrose spotten zwar seiner Dürre, aber wir sind doch froh, als wir oben anlangen, wo ein frischer Wind unsere heißen Stirnen fächelt. Im Schatten eines Schlehdorngebüsches, zur Rechten ein schier endloses Erbsenfeld auf der Hochfläche des Kranzberges, zur Linken die liebliche, von fernen Wäldern und Höhenzügen gesäumte Landschaft des oberen Weida- und des Quernetales, war es ein erquickliches Rasten. In aller Muße, die geschichtliche Stätte vor Augen, vergegenwärtigen wir uns des kleinen Ruckenburgs große und frühe Vergangenheit.

Ruckenburg tritt als Burgwarthauptort Cucunburg des Hersfelder Burgwartverzeichnisses (das ist ein Anhang zur berühmten Zehntenrolle!), als eine der „urbes cum viculis suis et locis ad se pertinentibus“ in das Licht der Geschichte. Ob es schon eine Rolle in den Stammeskriegen zwischen Sachsen und Thüringern gespielt hat, ist sehr zu bezweifeln, aber mit Bestimmtheit fast können wir sagen,

daß die Ruckenburg ein Glied in der festen Kette, besser: ein Knoten in dem straffen Netz von Burgen war, die im 9. und 10. Jahrhundert von dem großen Verwalter Karl und von dem großen Verteidiger Heinrich an der damaligen Ostgrenze des Reiches angelegt worden sind. Dabei scheint es, als ob der Name Ruckenburg ein öfter verwendeter Gattungsbegriff für solche besetzten Plätze gewesen ist, der in einzelnen Fällen überhaupt an die Stelle des Ortsnamens trat. Denn einmal begegnen wir einer „Ruckenburg“ nicht nur im Weidatal, sondern auch zwischen Unter-Wiederstedt und Sandersleben bei Bornstedt, bei S. Micheln im Geiseltal und an anderen Orten, zum andern kennt Thietmar von Merseburg in seiner berühmten Chronik diesen Ausdruck schon. Im 5. Buche, zum Jahre 1002, spricht er von den „satellites, dicti slavonice Vethenici“, von den Gefolgsleuten oder Heermännern, die im Slavischen Wefenizen, im Deutschen aber, so fährt er fort, „Eukenburgenses“, also Ruckenburgener genannt werden. Er gebraucht diesen Ausdruck im Hinblick auf die übrigens unzuverlässigen Wenden unter der Besatzung der Burg Meißen, und ein Herausgeber der Chronik hat in einer erläuternden Glosse hinzugefügt, daß Ruckenburgener eben Burgwächter seien, die die Aufgabe hätten, Ausschau zu halten nach dem Feinde, auf gut deutsch: zu kucken. Im Lateinischen nenne man sie *speculatores* oder *excubitores*.

Aber den Umfang des Ruckenburgener Burgwartbezirkes und über die späteren Schicksale der Feste sind wir außergewöhnlich gut unterrichtet. Das hängt auch mit der Wichtigkeit des Platzes in der letzten Reihe der Sperrbefestigungen gegen die Slaven zusammen. Der Burgwart Ruckenburg umfaßte neben dem Ruckendorf, wie es gelegentlich genannt wird, die drei Obhauendörfer, Weidenbach, Döcklich, Gatterstedt, Ober- und Unter-Farnstedt, die später wüsten Orte Brommerode, Kriebitzsch, Pönitz und Jaglitz. Vielleicht gehörte anfänglich auch Hornburg dazu. Es ist bezeichnend, daß hier noch einige slavische Ortsnamen auftreten. Es sind die südwestlichsten in unserer Gegend. Flurnamen deuten die Grenzen des Ruckenburgener Burgwarts an, und Warten und alte Schanzen.

Die Schäfersburg am Rainholz, die Warte bei Gatterstedt, die schon in der ersten Wanderung berührte Alte Warte an der „Dreiländer-Ecke“ von Kreis Merseburg, Kreis Quersfurt und Mansfelder Seekreis, lassen die militärische Sicherung des Bezirkes erkennen. Sein Landgericht aber lag wahrscheinlich auf der Stätte des „Alten Gerichts“, zwischen Unter-Farnstedt und dem 1 km davon entfernten Stadthügel, ein mit Obstbäumen bepflanzter Acker, der heute noch höchst eigentümliche Besitzverhältnisse aufweist. Später ist es aber zu Obhausen abgehalten worden, daher denn das Farnstedter Gericht das „alte“ heißt.

Alles nur Vermutete und Unklare einmal beiseite getan, muß die Ruckenburg schon um die Jahrtausendwende ihre alte Aufgabe nicht mehr erfüllt haben. Das war ja die Zeit, in der die Landesgliederung nach Burgwarbezirken rasch zugunsten der erblichen Grafschaften und Freiherrschaften verschwand. So gibt denn im Jahre 999 Kaiser Otto III. dem Grafen Esko außer 12 Königshufen in Obhausen wegen seiner ihm dauernd bewiesenen Treue die „urbs Cucunburg“, an der er schon früher einen Nießbrauch gehabt hatte, aus Reichsgut zu Eigen. Eskos Bewährung vermeldet auch Thietmar ausdrücklich. Der Graf hatte die Pfalzen Merseburg, Dornburg und Allstedt bei Lebzeiten und zum großen Mißvergnügen des Markgrafen Ekkehardt von Meißen auf das mannhafteste bis zum lang ersehnten Erscheinen seines kaiserlichen Herrn Heinrich II. behauptet. Aber bereits 1004, kurz nach Eskos Tode, überwies Kaiser Heinrich diese Güter den Kanonikern des Stiftes Merseburg, zu seinem und seiner Gemahlin Kunigunde künftigen Seelenheil und zum Gedächtnisse an den Grafen Esko. Ruckenburg wird zu dieser Zeit als in der Grafschaft des Pfalzgrafen Burchard, in dem Lande, das Hassgau genannt wird, liegend bezeichnet. Für eine Weile verstummen nun die Urkunden; es sei denn, daß Ruckenburg 1120 und 1179 als Grenzmal in einer Beschreibung des Archidiakonatsbezirkes Kaltenborn auftritt. Wie dann die Wettiner in den Besitz von Gütern in D o r f Ruckenburg gelangt sind,

ist unklar. Jedenfalls hatte Graf Heinrich von Wettin seinem Verwandten, dem Erzbischof Wichmann, Einkünfte und Rechte in Ruckenburg verehrt, die dieser 1182 an das Kloster Neuwerk in Halle weitergab: zwei Hufen und eine Mühle, vermutlich die Hagenmühle. Auch die Reichsburg Ruckenburg bestand damals noch mit allem ihrem Zubehör. Der Vorgang der Erblüchwerdung der Lehen hatte sie jedoch gleichermaßen wie andere Güter ergriffen; immerhin war noch eine deutliche Erinnerung an die alten Eigentumsverhältnisse vorhanden, als Philipp von Schwaben, als zum König gekrönter Reichsverweser ein großer Reichsgutverschwender, am 28. Juli 1201 bekundete, daß Heinrich v. Wolferstedt, Magdeburgischer Ministeriale, Güter seiner Ehefrau Hildegund, einer Reichsministerialin, nämlich 4 Hufen, eine Mühle und einen Garten, an das Kloster Sittichenbach verkauft und dafür das Reich mit je 2 Hufen zu Holdenstedt und Wolferstedt entschädigt habe.

Es ist nun bewunderswert, mit welcher Planmäßigkeit und Beharrlichkeit die Abtei Sittichenbach ihre vermögenspolitischen Ziele in Ruckenburg verfolgt hat, wie dieses reiche und mächtige Kloster nicht eher geruht hat, als bis ganz Ruckenburg, die Burg mit ihrem Landzubehör wie das Dorf in seinem Besitz waren. Es ist freilich unmöglich, diese Besitzungen in der Folgezeit auseinanderzuhalten; es scheint aber, daß die Burg Ruckenburg allmählich zu einem Wirtschaftshofe umgestaltet worden ist, worauf auch ihr späterer volksümlicher Name Kranzhof hindeutet. Zu Beginn des 13. Jhdts. besaßen die Edlen Herren v. Quersfurt den größten Teil des Ruckenburg Burgbezirkes. Er ist ihnen von Sittichenbach im Laufe von 200 Jahren so ziemlich aus der Hand gewunden worden. Nur auf die wichtigsten Marksteine in der Entwicklung des Sittichenbacher Grundbesitzes in Ruckenburg wollen wir hinweisen:

Im Jahre 1216 übereignete Abt Heinrich von Hersfeld — 400 Jahre fast dauern nun schon diese Beziehungen Hersfelds zu „Cucunburg“ — den von dem Reichsministerialen Heinrich Zahn aufgelassenen Zehnten zu Ruckenburg

burg gegen eine Entschädigung dem Kloster Sittichenbach. Über diesen und andere Kirchenzehnten streiten und vergleichen sich ein Menschenalter später die Klöster Memleben und Sittichenbach. Dieses erhält 1259 das Patronat über die Kirche zu Kuckenburg, die 1262 vom Bischof Wolrad von Halberstadt in eine von Sittichenbach zu verwaltende Kapelle umgewandelt wird. Die Kuckenburg Pfarrkinder werden der Obhäuser Pfarre zugewiesen. Die ersten Kuckenburg Güterverkäufe der Quersfurter an das Kloster Sittichenbach fanden 1205 statt: Gebhardt von Quersfurt verkaufte 4 Hufen mit Höfen, Weinbergen, Busch, Mühle und Garten für 326 Mark Silber. Dem fügt der Burggraf Burchard zu Magdeburg, auch ein Quersfurter, einen Weinberg in Kuckenburg Marke gegen 25 Mark Silber zu. Von andern Erwerbungen ganz zu schweigen.

Im 13. und 14. Jhd. hat Kloster Sittichenbach in Kuckenburg einen vollständigen und großzügigen Wirtschaftsbetrieb durchgeführt. Es ist für die Beurteilung der Tätigkeit des Klosters gleichgültig, ob dieser Meierhof auf dem Burgberge oder im Dorfe selbst gelegen hat. Auf jeden Fall hat sich Sittichenbach hier nicht begnügt, als Grundherr die Grundrente einzuziehen und zu genießen, sondern ist — offenbar unter Vernichtung des selbständigen Bauernstandes von acht bis zehn Hufnern — als Gutsherr aufgetreten. Der „rector“ (Vorsteher) Hermann zu Kuckenburg, der in einer Walkenrieder Urkunde von 1311 genannt wird, ist möglicherweise nicht der Pfleger der Kapelle, sondern der Verwalter des Klosterhofes gewesen.

Während des ganzen 15. Jhdts. hat dann ein erbitterter Streit zwischen dem Kloster und den Edlen von Quersfurt um gewisse Rechte in Kuckenburg gefobt; wir wissen, da die Verbriefungen fehlen, nicht, welchen Inhaltes sie gewesen sind. Der Streit ist mit wechselndem Glücke hin und her gegangen: 1415 erhielten die Quersfurter für zwölf Jahre die Nutznießung aus dem Hof Kuckenburg, ausgeschlossen „daz holz, die nidermoel und die olmoel“; damit sind gemeint der Hagen, die Hagenmühle und die Mühle, die heute Granerts-, auf alten Karten Kranerts- und Kronen-Mühle und in Wahrheit

vielleicht Kranzmühle heißt. Zwei Menschenalter später äußert sich die gegenseitige Erbitterung in Tällichkeiten; endlose Jagdstreitigkeiten führen 1484 zu einem Vergleich, der günstig für Sittichenbach, ungünstig aber für den Edlen Herrn Brun von Quersfurt ausfällt, der damals bei den Westinern, beim Kurfürsten Ernst von Sachsen und dem Erzbischof Ernst von Magdeburg nicht eben gut angeschrieben ist. Als sich endlich das Blatt wendete, und Kloster Sittichenbach am 8. Januar 1493 den Ruckenburg Hof an Brun v. Quersfurt gegen 18 Gulden Jahreszins übereignete, da war es zu spät. Der Erzbischof bestätigte zwar den Tausch und bestimmte, daß der Quersfurter den im Gerichte Quersfurt belegenen Hof nunmehr vom Erzstifte zu Lehen fragen sollte. Aber das uralte sächsische Edelingen-Geschlecht erlosch mit Gebhardt XIV. im Jahre 1495. Seitdem gehörte Ruckenburg zur erzbischöflich magdeburgischen Herrschaft Quersfurt, die dann im Prager Frieden 1635 dem sächsischen Kurhause zugesprochen wurde und bei ihm bis zum Wiener Frieden, von 1663 bis 1815, als Fürstentum Quersfurt verblieb. Seitdem gehört Ruckenburg zum preussischen Kreise Quersfurt.

Wer heute die wenigen letzten, kaum noch wahrnehmbaren Spuren der Ruckenburg und des Kranzhofes entdecken will, muß im Frühjahr hierher gehen, wenn der Wind den gewalzten Acker abgetrocknet hat. Dann findet er wohl im Osten der Hochfläche des Kranzberges, die übrigens einen ansehnlichen Raum umfaßt, eine fast völlig eingepflügte Wallung, und auf dem Acker je nach der Beleuchtung hellere oder dunklere, oft mit spärlichem Mauer-schutt durchsetzte Streifen. Ein genaues Bild kann er sich indessen nicht daraus machen. Aber was Caspar Schneider, der treffliche Verfasser der „Kurzen Beschreibung der Löblichen Herrschaft und Stadt Quersfurt“ im Jahre 1654 sagte, beruhte auf eigener Anschauung. Er sah Burg und Dorf Ruckenburg vom großen Kriege völlig verwüstet und menschenleer, wie das nahe Döckliß. Brennesselüberwucherte Reste von Wellerwänden, geschwärzte Ziegel, verwilderte Gärten und verwahrloste Weinberge. Später siedelten sich ein paar Bauern wieder an, die zuerst die

zum Kranzhofe gehörigen Felder — die besten der Flur! — unter den Pflug nahmen. Im Kranzhofe aber hatten während des Krieges Räuber gehaust. Zwischen den verfallenen Wällen und schon halb mit Erde bedeckten Mauern führten sie ihr elendes Dasein, und in den Gräben und tiefen, wohl eine halbe Meile weit in die Ebene führenden Schluchtwegen verbargen sie sich, ja ritten in ihnen, ohne gesehen zu werden und überfielen unversehens ihre Opfer. Ende des vorigen Jahrhunderts sah man noch einige Mauerreste an der Westseite, und auch die Umwallung des Kranzes gab noch deutlich die kreisrunde Burgstelle zu erkennen. Einheimische nannten nur einen östlich oder südöstlich sich anschließenden wüsten Fleck den „Kranzhof“, und auch die Flurkarte unterscheidet „im Kranze“ (Schlag D) und „im Kranzhofe“ (Schlag F). Diejenigen, welche an dieser Stätte den Pflug durch das Erdreich führten, vernahmen oft einen hohlen Klang wie von verschütteten Gewölben. Heute ist, wie gesagt, alles eingeebnet. Auch die Sage, wenn sie sich um diese Stätte gerankt hat, ist verweht. Kein Wunder; denn erst 1701 ward das Dörflein planmäßig neubesiedelt, doch hat es seine einstige Größe von mindestens 16 Höfen, als es noch Burgwarthauptort war, nie wieder erreicht.

Als dem Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels — es ist der „Teure“, dessen freilich sehr billig erstandenes Denkmal auf dem Markte zu Freyburg a. d. Unstrut steht — im Amte Quersfurt gehuldigt wurde, huldigte ihm auch die Ruckenburg. Der wackere David Sigismund Büttner aus Quersfurt überreichte dem sicherlich höchlichst verwunderten Fürsten untertänigst eine bei dem Amtsdorfe Ruckenburg gewältigte und „mit unterschiedlichen Nautilitis, Conchitis und anderen Petrefactis angefüllte Marmel-artige Platte“ nebst einer kleinen, 1 Bogen starken und vom Buchhändler Gottfried Riedel zu Quersfurt gedruckten und vertriebenen Schrift „Büttners Huldigende Ruckenburg“. Der vollständige Titel des Werkchens war wohl 20 Mal so lang wie diese drei Worte; Schoettgen und Kreyßig druckten die Merkwürdigkeit in ihrer auch von uns benutzten „Diploma-

fischen und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen" (Teil II, S. 36 ff.) im Jahre 1731 ab.

Die „Huldigende Ruckenburg“ entsprang nicht etwa der närrischen Laune eines nach fürstlicher Gnade und nach der nächsten offenen Superintendenten-Stelle lechzenden Seelenhirten, sondern einem sehr ernstem wissenschaftlichen Streben. Büttner war nämlich auch der Verfasser der „Rudera Diluvii Testes d. i. Zeichen und Zeugen der Sündfluth“, die 1710 bei Johann Friedrich Braune in Leipzig erschienen, ein Buch, das vornehmlich auf Forschungen des Verfassers im Tale der Weida beruhte. Ruckenburg war damals eine berühmte Fundstelle für die großartigsten Versteinerungen, die der obere Muschelkalk der Schraplauer Mulde je hergegeben hat. Büttner ist nun einer der wirksamsten und kenntnisreichsten Bekämpfer des alten Scholastiker-Glaubens gewesen, die Versteinerungen, die man in allen Schicht- und Absatzgesteinen findet, seien bloße „Ausdünstungen der Erde“. In diesem Buche beschrieb er jede Versteinerung, jede Verkalkung, jeden eiszeitlichen Knochen oder Stoßzahn mit einem Erstaunen, das sich leicht erklärt, wenn man bedenkt, unter welchem Gesichtspunkte Büttner diese Funde betrachtete. Die Sintflut in ihrem biblischen Ablauf war der Ereignis- und Zeitmaßstab, und die Ammonshörner und lilienförmigen Tintenfische von Esperstedt hatten es sich bei Lebzeiten nicht träumen lassen, daß sie noch einmal mit Noah — in einen Kasten geworfen werden würden. Was Büttner ablehnte, war der damals fest geglaubte Lehrsatz von der „ausdünstenden Saamen-Krafft“, denen die versteinerten Tiere und Pflanzen ihre Entstehung verdanken sollten. „Denn wie kleyn auch der Saamen seyn mag, oder wie subtil man sich auch die Saamen-Dünste einbilden wollte; ist doch wieder alle Vernunfft, daß sie dergleichen Matrices, welche sich accurat, nach den allerkleinsten Teilgen, z. B. Gelenckgen und in Schwanz- und Floßfedern vor sie fügen sollten, antreffen, oder auch, ohne Anfall und Bestreuung allerley mineralischer schädlicher Witterung daseibst just ankommen und die Geburt verfertigen könnte.

Zumahl die metallischen und mineralischen Teile selbst, damit der Stein und eingeklemmte Fisch imprägniret, solches nimmermehr zugelassen hätten. Unmöglich ist auch, daß die Bildung mit einer solchen accuratesse... vollführt könnte werden, wie sonderlich das Panzer-Kleid der Fische und die subtile Gelenckgen in den Schwanz-Gräten zeigen.“ Von dieser Anschauung war es nur noch ein Schritt bis zu gewissenhaft durchgeführten Vergleichen zwischen den Erscheinungen und den Körperteilen lebender Tiere, die er zergliederte und deren Lebenserscheinungen er untersuchte. Und konnte die Erleuchtung vollkommener und das Ergebnis solcher Bemühungen für den sicherlich bibelfrommen Mann erfreulicher sein, wenn er seinen Gefühlen in diesen Worten Ausdruck verlieh:

O du verstockter Christen-Sinn,
 Geh zu den ersten Heyden hin.
 Besuch Altär' und Hayne.
 Frag, ob die größste Barbaren
 Ohn' all Erkenntnis Gottes sey?
 Ja, Gott, wie du, verneine?
 Eh' wehlt sie Sterne, Holz und Stein,
 Als ohne Gottesdienst zu seyn.

Solche und ähnliche Gedanken legte der in der Naturgeschichte seiner Heimat wohl bewanderte Verfasser auch der „Huldigenden Ruckenburg“ in den Mund; zwar war das Dörfchen das kleinste unter den kleinen, gab es ruhreichere Stätten im Herzogtume. Aber
 Oftt ist das Alterthum nur eine junge Fabel....
 Zwar wenn die Ruckenburg den Kranz auf ihren Höhen:
 Die Gruft zum Leichenbrand samt Urnen und Gebein,
 Nach wahren Alter mißt; muß selbst der Neid gestehen,
 Daß auch das älteste Haus, vor Ihr, ein Kindgen ist.

Nun will aber die huldigende Ruckenburg nicht mit leeren Händen kommen. Daher:
 Was sie vier tausend Jahr auf hoher Brust getragen:
 gesehn, doch schlect gesehen, von welchen aber nun
 Schweiz, Osterreich, Schlesien als halbe Wunder sagen,
 Davon will Ruckenburg ihr Huldigungsopfer tun.

Es folgte eine philosophisch-gleichnishafte Betrachtung der Platte mit den Abdrücken, die Zeugnis von Ungeheurem an Zeit und Geschehen, ja von Schrecklichem ablegte:

Bissher hat dieser Stein uns Grimm und Fluth gelehret,
Weil jemals dessen Manich die Creatur verschlung;
Jehunder aber wird er als ein Trost verehret,
Denn er will Zeuge seyn von Huld und Hulbigung.

Deshalb hatte eine geschickte Hand auf die Unterseite der Platte in lateinischer Sprache diese, hier verdeutschte, Widmung eingegraben :

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
Herrn Christian, Herzog zu Sachsen-Querfurt und
Weißenfels,

Seinem gnädigsten Herrn
widmet und biefet demüthigst dar
zum Gedächtnisse des 22. Novembers 1712

diese marmorne Hulbigung
der untertänigste Diener

Magister David Siegismund Büttner
Pfarrer zu Querfurt.

Freilich hatte der wackere naturforschende Querfurter Diaconus nur eine recht unvollkommene Vorstellung von den Zeiträumen, die seit der Muschelkalk-Sinflut verfloßen waren. Er rechnete mit den fünf biblischen Jahrtausenden, aber wenn er deren vier der Ruckenburg zubilligte, so verrechnete er sich keineswegs, denn so alt waren die Urnengräber und die vorgeschichtlichen Aschengruben, die er auf dem Kranzberge und auf den benachbarten Höhen fand. Der Kranzberg selbst gab im Herbst 1901 einen großartigen Sammelfund von vorgeschichtlichen Bronzegegenständen her: zwei Schwerter von der sog. Möriger Art, drei geschweifte Messer, ein Tüllenbeil, eine Knopfsichel, sechs schwere Armringe und fünf Nadeln, alles Gegenstände, die in Gebrauch gewesen waren, also nicht den Vorrat eines Händlers darstellten, sondern anscheinend einst als wertvolles Gut, wie beim Ausbruch zur Flucht vergraben worden waren. So galt denn unser

Rückweg nach dem Bahnhof Oberröblingen, den wir nicht durch das Tal nahmen, der uns vielmehr durch die abendstill gewordenen Felder über dem Weida-Grunde führte, den uralten Grabhügeln oder wenigstens ihren letzten Spuren, die die stein- und bronzezeitlichen Ackerbauer hier oben ihren Toten wölbten. Diese inzwischen längst aus- und wegen ihrer guten Erde abgegrabenen Stätten sind der Hahnhügel und der Silberhügel, jener auf der auch sonst an vorgeschichtlichen Funden reichen Esperstedter, dieser auf Stedtener Flur; der Leichen- oder Todhügel, gleich nördlich des Silberhügels, ist jetzt nur noch eine Kiesgrube, und an den Katzenhügel erinnert nur noch das Katzenfeld östlich Stedten. Es lohnt kaum noch, die flachen Erhebungen aufzusuchen, die wir von unserm reizvollen Höhenwege fern im Felde erblicken. Als sie sich noch als hohe spitze oder auch runde Hügel über ihre Umgebung erhoben, müssen sie auf der schier grenzenlosen und eintönigen Hochebene und im Stimmungswandel der Tages- und Jahreszeiten eine erschütternde Wirkung hervorgerufen haben. Bis zu dem Augenblick, wo sie abgetragen wurden, haben sie dann auch unablässig noch die Vorstellungskraft und die Sagenlust des Volkes erregt, das ihnen bedeutsame, aber geheimnisvolle Namen gab. Oft erfüllten sich jahrfausendalte Ahnungen, wenn sie geöffnet wurden. Der Katzenhügel erwies sich freilich nur als eine künstliche Aufschüttung von sehr guter Dammerde, die einst zu Versammlungszwecken gedient haben mochte, aber der Silberhügel enthielt, als ihn im Frühjahr 1835 der Sekretär des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins aufgrub, in bedeutender Tiefe eine sehr schön erhaltene und aus mächtigen Sandsteinplatten zusammengesetzte Grabkammer, deren innerer Raum mit feiner Erde angefüllt war. Man fand darin eine einzige, doch gut erhaltene Urne, aber weder Knochenreste noch Asche. Vermutlich war der Frieden des Grabes schon früher einmal gestört worden. Vier Jahre später grub man noch einmal nach. Man deckte wiederum eine Steinkiste auf; vermutlich nicht dieselbe, denn nun förderte man einen prachtvollen schnur-

verzierten, kugelförmigen Henkelkrug, einen Becher kugeligem Unterteil und hohem, gleichfalls verzierter Hals zutage. In den Gefäßen fand man ein sorgfältig bearbeitetes Feuersteinbeil, ein Feuersteinmesser und eine Streifart aus Grünstein. Im Sommer 1835 ist dann an der Leichenhügel untersucht worden, doch berichten keine Aufzeichnungen über seinen Inhalt.

Irgendwo in der Stedtener Flur erhob sich der nun 1581 genannte „lange Stein“ oder „Landstein“. Auch er fiel dem Schlaghammer zum Opfer wie so viele seinesgleichen, und es erschien uns wie ein Zufallsgleichniß daß einst Gleichgültigkeit und Unkenntnis vor den riesigen Erdhügel Halt machten, der die berühmte Stedtener Wunderburg bezeichnet, auf der wir nun zu einem letzten Ausblick standen. Die Sonne ging eben in die Flut von Gold und Rot hinter den hohen Halden und fernern Wäldern von Alt-Mansfeld unter, knarrte schwankte ein hochbeladener Erntewagen den steilen Berg ins Tal hinab, im nahen Gebüsch zirpte eine leise Vogelstimme, aber aus dem Dorfe künnte noch fröhlicher Kinderlärm mit dem Geschrei jagender Schwalben um Wette.

Höhlen- und Mühlenwanderung von Stedt nach Esperstedt

Aus der Geschichte von Stadt und Schloß Schrapl

Der anmutige Wiesenweg an der murmelnden wasserreichen Weida entlang, den einst der Wanderer in Oberröblingen nach Stedten so gerne ging, ist nun schon lange ein Opfer des 200 Morgen großen Tagebaues Riebeck-Grube „Walthers Hoffnung“ bei Stedten worden. Das ist gewißlich schade, aber dem Worte in der „Menschenhand, welche nicht vor der Heiligkeit der Natur zurückschreckt“, räumten wir nur eine bedingte Gültigkeit ein, und wenn wir auch nicht zu den Anbetern der Maschine gehörten, so verkannten wir doch wei-

die Nützlichkeit noch die oft eigenartigen Reize der großen bergbaulichen und gewerblichen Anlagen, an denen auch die Grafschaft nicht arm ist. Die Weida, deren Bette in den letzten Jahren oftmals verlegt wurde und die gelegentlich den Tagebau überflutete und großen Schaden anrichtete, fließt zwar trübseelig zwischen hohen Dämmen dahin, aber wir haben immer gefunden, daß die mannigfachen Gebäude von „Walthers Hoffnung“, die Briekepressen, Schwelhäuser und Förderbrücken, die ehrwürdigen Reste der älteren Gruben, das malerisch an den Hang geschmiegte Dorf mit seiner hochbedachten Kirche und der Linden-bepflanzten Wunderburg auf der Höhe ein Bild ohne störende Linien gaben und daß sich das Urwüchsige in seinen Zügen mit der vollendeten Zweckmäßigkeit der Werksanlagen recht gut vertrug. Denn die letzteren sind ja nun einmal in ihrer Art nicht minder bodenständig. Freilich: die alten Kalköfen, wie sie in den Steinbrüchen des Weidatales in großer Zahl stehen, wachsen noch mehr „aus dem Boden heraus“ als die ganz neuzeitlichen Regelföfen der „Schraplauer Kalkwerke Aktien-Gesellschaft“.

Stedten liegt am eigentlichen Eingang zum Weidatal, an der uralten Straße, die durch das Tal dieses Baches und seines „Querne“ genannten Oberlaufes nach Quersfurt und von dort weiter nach der Unstrut, nach Burg Scheidungen, nach Vitzburg, nach Nebra und Memleben und auch nach der Lütisburg im Ziegelrodaer Forst führte. Es war durch die verhältnismäßige Breite des Talbodens und die Felsigkeit seines Untergrundes keine unbequeme und deshalb eine vielbegangene, ja eine Hauptstraße des südlichen Hassegaues, die die Herrschaftsmittelpunkte miteinander verband. Die Besiedlung hat daher seit der Steinzeit auch niemals abgerissen, und die Namen Stedten und Esperstedt sprechen selber für das hohe Alter dieser Orte. Ja, von Stedten — die Bevölkerung spricht „Steden“ — sagt man, daß die Einfachheit dieser Ortsbezeichnung „zur Stätte“ die Annahme rechtfertige, daß Stedten die älteste Gründung im Weidatal sei. Denn man fand es noch nicht nötig, ein unter-

scheidendes Bestimmwort hinzuzufügen. Diese Annahme wird zur Gewißheit, wenn wir bedenken, daß im Weidafale Stedten die weitaus fruchtbarste Ackerflur besitzt, da die ersten Ansiedler sich den besten Platz, die fruchtbarsten Felder aussuchten. So zeigt auch das Dorfiegel einen Säemann. Die Flur selbst ist reich an vorgeschichtlichen Funden, und allem Anschein nach ist erst von ihr die Marke des heute volkreicheren und wichtigeren Schraplau abgetrennt worden. Bestimmt trifft dies für das ganze Gelände der „Alten Burg“ von Schraplau zu; dies ist alte Überlieferung und auch ein Blick auf das Meßtischblatt bestätigt es. Aber auch die Stedtener Wunderburg, die der Volksmund seit einigen Jahrzehnten hin und wieder als Franzosengrab bezeichnet, ist mehr gewesen als die Kult- und Spielstätte eines einzigen Dorfes. Von der Grube „Walthers Hoffnung“ waren wir zu ihr, die durch die beiden Linden eine weit hin sichtbare Landmarke ist, hinaufgestiegen, um zugleich einen Überblick über den doppelten Siedlungsgrundriß von Stedten zu gewinnen.

Wohl ist der Schlangengang oder das Labyrinth, die eigentliche „Wunderburg“ zu Füßen des Hügels lange abgraben; doch wer den berühmten Schwedentanz oder Schlangengang von Steigra über der Anstrut kennt, kann sich die Gesamtanlage leicht vorstellen. Solche Wunderburgen waren in unserer Heimat nicht einmal selten: sie sind in Teicha, in Halle, in Alsdorf, in Eichstedt, bei Carsdorf, in Graitschen bei Camburg nachgewiesen worden oder noch erhalten. Daß eine zweite, um 1900 abgegrabene Wunderburg jenseits über dem Ausgang des Ortsteiles „Kirchtal“ auf dem Wachhügel oder der „Schönen Aussicht“ (Höhe 164,5) gelegen haben sollte, davon wußte niemand mehr, aber höchst auffallend ist die Tatsache, daß das Dorf (Langen-) Eichstedt, das in seinen beiden „Borken“ (Burgen) auch zwei Wunderburgen besitzt, seit undenklichen Zeiten an die auf alter Stedtener Flur, nämlich auf der „Alten Burg“ gelegene Johanniskirche zu Schraplau bis 1848 Zinshühner liefern mußte. Ob diese Pflicht auf eine vorchristliche

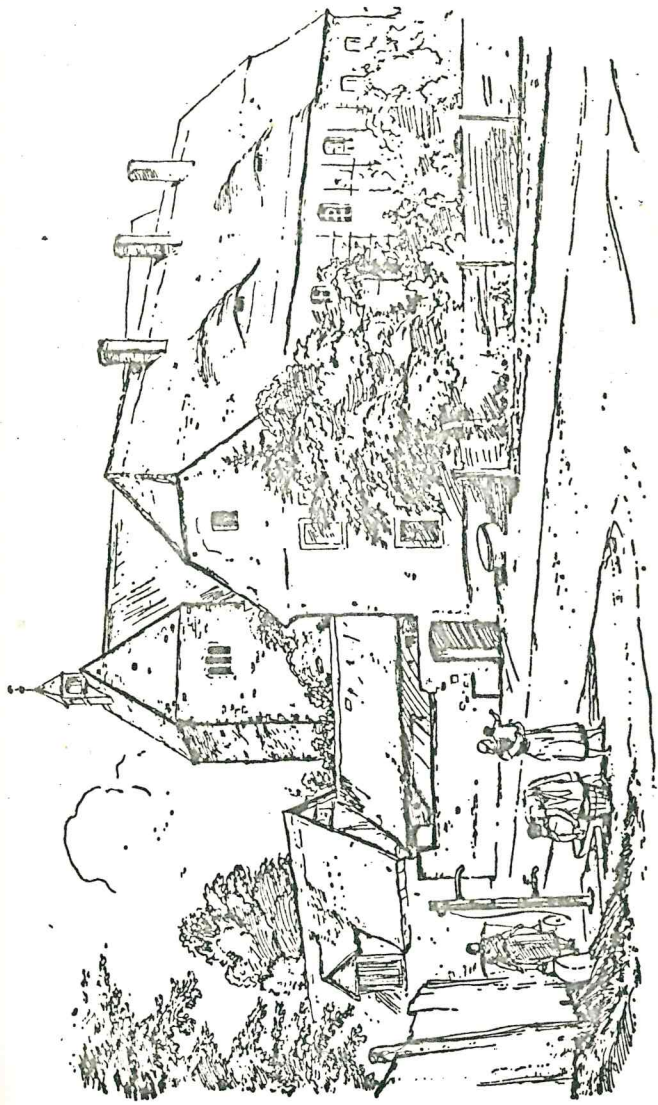
kultische Verbindung zurückzuführen ist, wagten wir nicht zu entscheiden. Die Schlangengänge sind der sinnbildliche Ausdruck des Frühlingsglaubens, der Befreiung der Sonne aus den Fesseln des Winters, des Sieges über den Winterriesen; ihnen entspricht die Mär vom hl. Georg (griech. = Landbebauer) dem Drachentöter. So steht gegenüber dem Steigraer „Schwedenting“ der Gasthof „zum Ritter St. Georg“, dem auch die Steigraer Kirche geweiht ist. Er ist der „Nationalheilige“ des Unstruttales, aber er ist auch der Heilige der Stedtener Kirche. Zwar wird daneben der hl. Martin ihr himmlischer Schutzherr genannt, doch gibt es dafür keinen anderen Beleg als Vierings Bemerkung „Die hiesige Kirche S. Georgii oder wie einige wollen S. Martini“. Eigentümlich war auch die Vermögensgrundlage. Sie hatte außer dem Pfarracker, der gegen Pacht ausgefaßt wurde, noch zwölf (!) sogenannte „dotales“ (Geber), die ihr leihen, zinsen und frönen mußten. Diese zwölf Zinser werden in den Visitationsberichten des 16. Jhdts. volljährig genannt. Eine Einrichtung, die mit dem Ortsheiligtum — Lasch spricht sogar von einer Gaukultstätte — vielleicht schon in vorkatholischer Zeit verbunden war.

Das schöne stattliche Dorf hat eine ebensolche Kirche. Sie liegt hoch über dem Hauptdorse, das sich auf einer Uferhalbe der Weida aufbaut, am Ausgang eines kesselartigen Tales, in den sich der jüngere Ortsteil Kirchtal schmiegt. Ist jenes das eigentliche Bauerndorf, so wohnen in diesem die Dorfhandwerker, die Landarbeiter der Güter und seit fast 100 Jahren die Kohlenbergleute. Das hochbedachte Schiff der Kirche, dem gegenüber der Turm niedrig wirkt, ist nach einer Jahresinschrift im Jahre 1507 neu erbaut worden — in den eigenwilligen, fast barocken Formen der späten Gotik. Der Turm ist sehr viel älter, wohl ins 12. Jhd. zu setzen. Die nördliche Turmwand hat vier gekuppelte Fenster, die Südwand deren drei, die Westwand zwei gekuppelte Fenster p a r e gehabt, die jetzt vermauert sind. In den Nordfenstern steht, um die Abwechslung noch zu erhöhen, eine gedrehte Säule. Aus jener Zeit stammt auch der roh gearbeitete Taufstein,

der vor der Kirchüre liegt. Kanzel, Altar und Denkmäler fesseln den Besucher des Kircheninnern. Die Kanzel ist in Renaissance-Formen aus Holz geschnitzt; Spruchfelder erzählen die Geschichte ihrer Entstehung: Christophorus Nothis baute sie, Paul Nicolai malte sie, Anna Keter, Statius Hise (?) und einer v. Münchhausen bezahlten sie, soweit für den Rest nicht der Kirchenkasten aufkam: Anno Domini 1603 zu Zeiten des Pastors Marcus Probst.

Der Altar hat nur einen mittleren Figurenteil, eine Fürbitte Mariä, während die Altarflügel gemalt sind. Körperhaltung und Faltenwurf weisen auf das Ende des vierten, vielleicht sogar auf den Anfang des fünften Jahrzehnts des 15. Jhdts. Auf dem schönen Schrein fehlt der heilige Drachentöter nicht, und auch Barbel, Gretel und Katrein sind wieder neben den nicht sicher zu benennenden Heiligen Amalberg und Wiggert vertreten. Sehr klare, liebliche Gesichter haben die großköpfigen Schnitzgestalten, doch bei längerer Betrachtung schwingt in die Unmut leise ein wenig Steifheit und Kleinmeistererei hinein; so kommt es, daß die auf Goldgrund gemalten Bilder künstlerisch entschieden bedeutender erscheinen als ihre gemeißelten und geschnitzten Gefährten. Das Begräbnisdenkmal an der Südwand suchten wir vergeblich zu deuten. Im untersten Felde war der Verstorbene mit seiner ganzen Familie abgebildet, aber weder erkennbare Wappen noch lesbare Schrift führten uns auf eine Spur. Sollte es eine Waghdorffsche Stiftung sein?

Es ist eine Lust, durch die breiten, sauberen Straßen Stedfens zu gehen. Der mächtig andrängende Bergbau hat zwar das Dorfbild nicht unbeeinflusst gelassen, es ist viel Bodenständiges verschwunden, aber die teilweise aus dem 17. und 18. Jhd. stammenden Wohnhäuser der alten Bauernhöfe und Rittergüter — zwei tragen die Zeichen Carl Wenzel auf ihren Dächern — erfreuen uns durch die prächtige einheimische Bauweise in Naturstein. Eine Zier des Dorfes ist der geräumige Dorfplatz mit dem mächtigen Bauernstein, dem Kriegerdenkmal für 1870/71 und der Gedenkstätte für die im Weltkrieg ge-



St. Georgskirche zu Ebedfen

fallenen Söhne des Dorfes. Sie ist auf dem Gelände des früheren Dorfteiches errichtet, und sie ist des hohen Alters unseres Dorfes und seiner geschichtlichen Würde wahrhaft gemäß: ein Mauerring, in den man von Norden her tritt, im Innern freundlich bepflanzt; jedes Kriegsjahr hat seine Gefallenentafel und jede Tafel eine erschütternde Fülle von Helden-Namen.

Jeder Friedhof ist eine steinerne Dorfchronik. Immer lohnt es sich, in ihr zu lesen. Auch in der Stedtener. Auf dem alten Friedhof stand freilich nur noch ein geschmackvoller, von einer Urne bekrönter Grabstein für den Mühlenbesitzer G. Hecht (1789—1847). Der neue Gottesacker liegt am Ende des Kirchtales. Das ist eine einzige, ziemlich schmale und ansteigende Gasse, auf beiden Seiten mit älteren, sauberen weinumrankten Häuschen und Gehöftchen besetzt, die fast alle einen sommerlich blühenden Vorgarten zwischen sich und dem Fußsteige lassen. Mitunter neigt ein fruchtbeladener Birnbaum seine schweren Äste über den Zaun oder es schiebt sich zwischen zwei Anwesen ein größerer Gartenstreck mit Blumen, Obst und Gemüse, nach üppiger Erde und warmer Feuchte duftend. Der neue Friedhof ist an einer so steilen Berglehne angelegt, daß alle Gräber eingesaft werden müssen. Der hintere, ältere Teil ist besonders steil, aber auch besonders stimmungsvoll. Hier ist ein Durchblick geschaffen und eine Bank aufgestellt, man schaut auf die Kirche, auf das Unterdorf und auf die weitschwingende Umgebung Stedtens. Selten sahen wir einen Friedhof, der so sinnvoll und landschaftlich schön und durch die Landschaft bedingt gelegen ist. An diesen Acker der Toten schließen sich die Acker und Gärten der Lebenden an, kleine Bergweiden, auf denen Ziegen graßen, während die Luft erfüllt war vom tausendstimmigen Gezirp der Grillen. Lärm und Rauch der Grube waren weit weg. Da in der Nacht starke Regengüsse gefallen waren, war die Fernsicht unaussprechlich klar und schön. Am Horizont eilte noch hellgraues Gewölk mit vorgeneigten Hauptern gen Osten, aber über uns zogen weiße Sommerwolken am blauen Himmel dahin. Der

Friedhof glich eher einem festlichen Garten; er strahlte in der ganzen bunten Pracht der Sommerblumen, aus der der festliche Purpur der Salvien, die üppigen Rot-Löne der Geranien, die verschwimmenden Farben des Schiefblattes und die mehr samtenen der frischen Dahliensträucher prächtig hervorleuchteten. Die Luft aber war gewürzt vom Gartendufte des Buchses und von dem bitteren Atem des Lebensbaumes, der seine unscheinbaren grünen Blütenkölbchen eben herausgesteckt hatte.

Wir schreiten durch die Gräberreihen. Aus einigen Namen auf den Gedenksteinen liest man die wirtschaftliche Entfaltung des Bauerndorfes Stedten ab. Prächtige Marmorplatten deckten die Gräber der Familie Doin, darunter: Gruben- und Ziegeleibesitzer Rudolph Theodor Doin 1814—1866. Eine andere Stedtener Grubenbesitzerfamilie waren die Stecher; am 16. 10. 1857 starb zu Stedten der Mühlenbesitzer Emil Heinrich Aug. Stecher. Ihm gehörten die Schraplauer M- und Mahlmühle, die Stedtener Untermühle und Acker in Oberröblinger, Schraplauer, Esperstedter und Stedtener Flur. Die Grube „Walthers Hoffnung“ wurde 1888 von den A. Riebeckischen Montanwerken aus dem gemeinsamen Besitz der Herren Stecher und Doin für 1,5 Millionen Mark erworben. Sie machte seit der Eröffnung der Zweigbahn Oberröblingen-Quersfurt den Riebeckischen Gruben einen erheblichen Wettbewerb. „Walthers Hoffnung“ umfaßte seit 1854 auch die schon 1810 genannte Grube „Emilie“, deren sämtliche Kuxe schon 1836 in den Händen Doin's waren. Mit „Walthers Hoffnung“ marktscheidete die Grube „Viktoria“ jenseits der Weida; die gemeinsam beteiligten Riebeckischen und Amtsrat Lüttigschen Erben verkauften sie mit zwölf verliehenen Kohlenfeldern von 1,5 Milliarden Hektoliter Inhalt 1891 ebenfalls an die Montanwerke (Kaufpreis $\frac{1}{2}$ Mill. M.). Während des Krieges wurde auf „Walthers Hoffnung“ eine Montanwachsfabrik neben den bestehenden Schwelereien und Briquettpressen errichtet; sie brannte im Sommer 1923 ab. Im nächsten Jahre erfolgte eine weitere bedeutende Abrundung des Kohlenfelderbesitzes. Das Schurigische Ritter-

gut ging mit 1100 Morgen, unter denen zum größten Teil Kohle ansteht, in den Besitz der Montanwerke über. Im Jahre 1925 hatte „Walthers Hoffnung“ von allen Niebeck-Gruben im Oberröblinger Revier die weitaus bedeutendste Förderung mit 649 824 Tonnen, wovon 388 296 Tonnen Tagebauförderung waren. Die Weidatalbahn nach Quersfurt, die später bis Wizenburg a. d. U. verlängert wurde, hat das Absatzgebiet der Oberröblinger Kohle ganz ansehnlich erweitert, aber sie hat auch das in seiner Entwicklung stehengebliebene Quersfurt wieder an den großen Verkehr angeschlossen. Darüber hinaus hat sie zur Entwicklung der Kalkgewinnung im Tale selbst beigetragen, und wenn der Personenverkehr der Züge, die oft nur die Lokomotive und zwei Wagen umfassen, auch bescheiden genug ist, zumal im Zeitalter des Kraftwagens, so ist die Güterbewegung doch um so höher zu veranschlagen, und das Liedlein, das man 1885 nach der Melodie „Preisend mit viel schönen Reden“ bei der Eröffnung der Bahn sang, hat so ganz Unrecht nicht, wenn es Stedten, Esperstedt und Schraplau also sprechen läßt:

Herrlich, sprach der Bahnhof Stedten,
Ist der Kohle Massenfracht.
Schwarze Diamanten steigen
Wohl aus manchem Förderfschacht.

Schaut mein Gleis im grünen Walde,
Sagt der Bahnhof Esperstedt,
Wo nur Sümpfe noch vor Jahren,
Ihr jeht Zufuhrstraßen seht.

Was sind alle Eure Schätze?
Schraplau in der Runde spricht,
Ohne Kalktransport verrosten
Schienen selbst im Sonnenlicht!

Wie die Liebe Herzen kittet
Aneinander lange Zeit,
So verbindet Kalk die Masse
Bis in alle Ewigkeit.

Die politische, Kirchen- und Rittergütergeschichte Stedten's zu schreiben, dazu muß sich einmal ein fleißiger Ortslehrer finden, der sich in den Gegenstand mit solcher Liebe versenkt, wie dies vor einigen Jahren Lehrer Schmeißer in Albersfeldt that, als er die Geschichte dieses Dorfes schrieb. Denn auch jene Seiten der Vergangenheit Stedten's sind überaus anziehend. Hatte es doch einst vier Rittergüter und ein Freigut, und seine Bauernfamilien gehören gleichermaßen dem besten Mansfeldischen Blute an. Die Rittergüter sind in den Händen der Familien v. Steuben, v. Lethmate, v. Waidorf, v. Bodenhausen, v. Krosigk, Gürg, Meisner, Schumann, Schurig u. a. gewesen; zwei wurden um die Mitte des 18. Jhdts. von der Prinzl. Ferdinandschen Kammer erkauft und zum Unteramte Schraplau geschlagen (S. Schraplau). Daneben gab es 1784 noch einen Voll-, zwei Halbspanner, fünf große und sechzig kleine Kossaten, zwei Mühlen und neben den Rittergütersturen rd. 1800 Morgen Dorfland, darunter auch Wiesenwachs, Acker, Wein- und Hopfenberge (1784: 356; 1935: rd. 2500 Seelen). Als „Stedi“ wird unser Ort im Hersfelder Verzeichnis genannt; ein Dienstadelsgeschlecht nennt sich nach ihm: 1223 Heinrich und seine Schwester Gepa, 1243 Wernerus de Steden. Im Jahre 1254 erhält das Kloster Rode das Schutrecht über die Kirche zu Stedten; unter den Zeugen ist „Theodericus plebanus“, d. h. Pfarrer daselbst. Am 29. November 1323 ertauscht Kloster Rode das Patronat von Bornstedt gegen das von Stedten, das an die Kirche von Magdeburg fällt. Das Kloster Helfta hatte seit 1268 eine Mühle und einen Hof zu Stedten. Seit der Reformation haben nicht unberühmte mansfeldische Geistliche in Stedten das Wort Gottes verkündet, in Stimm- und Überzeugungskraft getreu dem Spruch an der Kanzel: Hic verba sonante Dei. Der erste evangelische Prediger hieß Andreas Rindstraß, sein Nachfolger war Christoph Ludimontanus oder Spielberg; später kamen Laurentius Weidenhöfer (s. Unter-Röblingen), der schon genannte Marcus Probst, dann eine der urwüchsigsten Gestalten: Christoph Apel, dessen Leichenstein an der Schraplauer Kirche steht;

ihm folgte 1683—84 der Verfasser der „Huldigen Ruckenburg“ David Sigismund Büttner. Im allgemeinen ist die Gemeinde mit ihren Pfarrherrn und Schulmeistern zufrieden gewesen, und die geistlichen Obern mit den Seelenhirten des Dorfes und mit den Gemeindegliedern auch.

Aber einmal hat es doch einen gegeben, über den hat sich der Herr Superintendens Menzel gar schwer ärgern müssen, als er die Gemeinde zu Stedten Anno 1570, den 18. Septembris, visitierte. Das war der Bauer Ciliag Gröbel, ein alter, böser, zänkischer Mann. Der zechte ganze Nächte hindurch in der Schenke und soff sich toll und voll. Als ihn der Pfarrherr (Laurentius Weidenhöfer) einmal darum straffte und ihn ermahnte, es nicht mehr zu tun, hatte er dies mit Troß und Verachtung angenommen und dem Pfarrer sagen lassen: Wenn der Pfaff noch länger rede, so wollt er ihm ans Leben gehen; niemand könne es ihm wehren, daß er das seinige verzehre. Und als ihn nun auch der Superintendens daraufhin ansprach, da hat er spöttisch gelacht und ihn gefragt, ob er denn etwa nicht sein Geld vertrinken dürfe. Er wäre in der Schenke gewesen und hätte neben anderem eine gebratene Gans gekauft und die zur Nacht verzehrt. Er wollt's gleich noch einmal tun. Das könnte er vor Gott und der Welt verantworten. Der Superintendens antwortete ihm, man wolle es ihm ja nicht wehren, wenn er zu seiner Notdurft trinke; insoweit solle er ganz sein eigener Herr sein. Aber daß er, als ein alter Mann, ganze Nächte in der Schenke sitze, sich toll und voll fause, das stünde ihm nicht wohl an; das sei Sünde und gebe Argernis und müsse billig gestraft werden, und was dergleichen Ermahnungen mehr waren. Darauf hat er dem Superintendens mit vielen verdrießlichen und gar schimpflichen Worten widersprochen und hat nicht das geringste Gute an dem geistlichen Manne gelassen und hat ihn endlich mit Verachtung abgewiesen. „Ob ihm die Obrigkeit dieses alles will hingehen lassen (da doch der Superintendens ihn um Gottes und der Obrigkeit willen zum Besten hat vermähnet, er aber des geistlichen Herrn gar nicht

geachtet), so mag dies in ihrem Bedenken stehen“, fügte der Berichtschreiber wenig zuversichtlich hinzu. Er tat recht daran. Ciliar Gröbel besserte sich nicht.

Nicht die Landstraße, die am Fuße der Kalkfelsen und aufgelassenen Steinbrüche auf dem Grunde des Tales sich hinzieht, ist die älteste Verbindung von Stedten nach Schraplau, sondern der Fahrweg auf der Höhe, am östlichen Talrande entlang. Am Höhenwege liegt auch der sagenumspinnene, gewaltige Ruhestein, ein Kalkblock, auf dem zwar nicht mehr geopfert wird, der aber doch heute noch manchem Weiblein mit schwerer Last auf dem Rücken als willkommener Rastort dient, bevor der Abstieg in das Städtchen Schraplau beginnt. Und: wer die Talstraße wandert, der gerät alsbald in ein paar enge gleichgültige Gassen eines halb dörflichen, halb kleinstädtischen Gemeinwesens, und ehe er es sich versteht, ist er schon über die Weidabrücke und auf dem Schaffeer Wege und hat von Schraplaus großartiger siedlungskundlicher Denkmalthaftigkeit und von seinen ehrwürdigen Zeugen einer mehrtausendjährigen Vergangenheit auch nicht das mindeste gesehen oder empfunden. Betrachten wir aber vom Ruhestein aus das malerische Bild des engen, steilwandigen und gewundenen Tales, das Gewimmel der Häuser und Höfe, die sich stufenweise den Hang entlangziehen, ihnen gegenüber die betriebsamen weiß verstaubten Kalkwerke vor dem Hintergrunde einer schroffen, gelben Bruchwand, richten wir alsdann unsere Blicke auf den langen, schmalen, weit in das Tal vorspringenden Bergrücken mit den Resten des Mansfelder Schlosses Schraplau, mit der teilweise fast zugeschütteten Einsattlung des Schloßgrabens, auf die uralte romanische, dem Täufer Johannes geweihte Kirche mit ihrem wehrhaften Turm und schließlich, ziemlich hoch über unserem Standpunkt, auf die Böschungen und den mächtigen Abschnittswall der „Alten Burg“, dann lesen wir in der zwar ungeschriebenen gebliebenen, aber mit dem Meißel der Zeit in die Landschaft gehauenen Chronik Schraplaus, dem Orte mit dem wendisch klingenden, aber urdeutschen Namen. Die Scroppenlevaburg unter den Burg-

wardien im Hersfelder Zehntverzeichnis — ein sonst dürftig belegter Name — und das Scrabanloh einer ziemlich gleichzeitigen Urkunde führen auf dieselbe Wurzel zurück, obgleich die Endsilbe des einen die Wohnstätte, die des anderen einen Wald, ein Loh bezeichnet, und zwar den Habichtswald als einen Teil jener Waldungen, die sich im Weidatal und an den Hängen des Weißschkerbaches hinzogen bis zum Hagen und bis nach Unterfarnstedt. Das Lohholz bei Schaffee ist ein letzter Rest davon. Und noch lange rauschten die Wipfel des dichten Laubwaldes im Weidagrunde, als schon auf der Höhe Wall und Holzzaun und Graben einen schmalen, aber etwa 500 m langen Raum umschlossen: die alte Volksburg und spätere Croppenlevaburg, zu König Heinrichs Zeiten eine der stärksten Stützen im Gefüge der Landesbewehrung an der Ostgrenze. Wie in so vielen vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen waren die Bodensunde nicht eben zahlreich, aber die sichtbaren Überreste, der fast 150 Schritte lange Wall mit dem tief in die Hochfläche eingeschnittenen Graben, die sauberen und steilen Böschungen des Burgberges, schließlich der Name „Alte Burg“ selbst reden noch heute eine überzeugende Sprache, und auch die Tatsache, daß hier oben eine der ältesten und schönsten Kirchen des Seegaues errichtet wurde, darf nicht übersehen werden. Leider fiel im 18. Jhd. der gewaltige, aus Kalkquadern wohlgefügte Rundturm, nicht nur baulich, sondern auch der Entstehungszeit nach ein Gegenstück zu jenem eindrucksvollen Bollwerk des Schlosses Quersfurt, welches der Volksmund so beziehungsweise den „Dicken Heinrich“ nennt. Soweit wie der Schraplauer Schloßturm sichtbar ist, so heißt es in alten Sagen, dürfen die Fischer auf dem Salzsee ihrem Fanggeschäfte nachgehen — es muß also ein ganz ansehnliches Gebäude gewesen sein, von dessen Zinnen die Lande bis zum Petersberg überschaubar waren. Manche früh- und vorgeschichtliche Spur mag auch übersehen worden sein, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Maurermeister Blume die steinernen Überreste der Altenburg, die den Burgbering noch deut-

lich erkennen ließen, ausgrub. Wir standen auf der Krone des hohen Walles der „Alten Burg“, in dessen Nähe noch spärliche Reste von Füllmunden sichtbar sind; wie eine ferne Insel schwamm im Duffe der Lauferberg mit Stiftskirche und Bismarckturm über den sich im Unendlichen verlierenden Felderfluren diesseits und jenseits der Saale. Alle Zweifel an der Wichtigkeit dieses hervorragenden Platzes zerfielen hier, und es bedurfte keiner starken Vorstellungskraft, die Flammenzeichen auf stundenweite Entfernung rauchen zu sehen, wenn an der Grenze die schwelende Glut des Rassenkampfes hell aufloderte.

Heute deckt der Friedhof der Gemeinde Schraplau die Fläche der „Alten Burg“, und die Kirche bezeichnet ihren westlichen Rand, wo das Gelände zum ehemaligen neuen Schlosse abfällt. Der Weg von Stedten nach Schraplau scheidet die beiden Stätten, auf denen sich fast ein Jahrtausend lang die Geschichte Schraplaus abgespielt hat. Und man muß hier verweilen, um die Fülle der Ereignisse, die wechselnden Bilder und Gestalten in die rechte Beziehung zur Örtlichkeit zu setzen; wir warfen uns in das warme Gras des alten Kirchhofes, der von dem neuen Begräbnisplatze durch eine lebende Hecke getrennt ist. Hier war es gut sein zwischen den eingesunkenen, kaum noch sichtbaren Hügeln; Ziegen weideten hier, rupften Gräser und Blätter, und selbst die harzigen Blattgebilde der Lebensbäume, in denen der laue Sommerwind säuselte, schienen ihnen zu munden. Neben- an, im Schulgarten, saß der Schulmeister in einer kleinen Grotte, im Schatten einer Kastanie, vor sich einen Stoß Hefste. Er hatte den Frieden und die stille Schönheit der Stätte wohl erkannt, denn in die Rückwand der Grotte war ein Stein mit der Inschrift eingelassen:

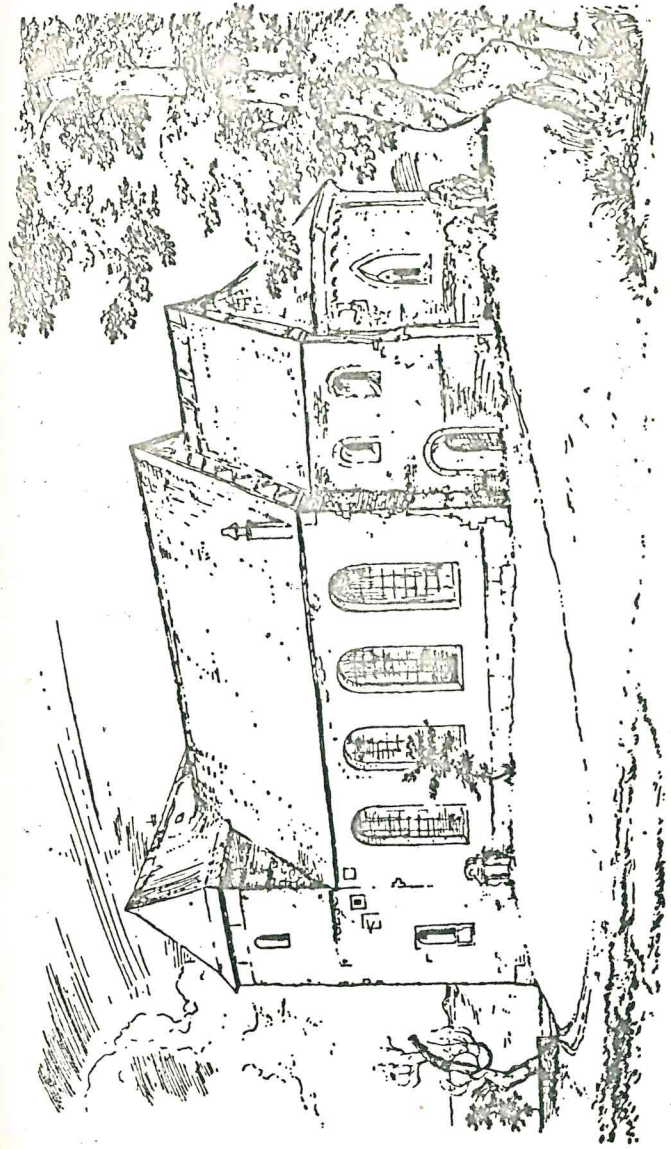
Hic rideo ego

24. November 1925.

Wahrhaftig, hier kann man lachen.

Die Schraplauer Kirche gehört wie die beiden Rößlinger und auch die Amsdorfer zu den Gotteshäusern, bei denen man bedauert, daß ihre Bauformen als die

romanischen bezeichnet werden. Sie ist so deutsch, so bodenständig, so wehrhaft und so adelig streng wie die Zeit und die Menschen, die ihre Entstehung sahen. Wohl hat sie sich einige Veränderungen gefallen lassen müssen; man hat in das Langhaus größere Fenster hineingebrochen, hat auch die Rundbogenfenster der Apsis in spitzbogige verwandelt, aber im ganzen ist sie doch unverfehrt auf unsere Tage gekommen und reiht sich fast würdig unter die herrlichen Kirchen- und Kapellenbauten von Wimmelburg, Pefersberg, Landsberg und Schloß Querfurt. Puffrich, der als einer der Ersten in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in wunderschönen Tafelwerken das unschätzbare Gut romanischer Baukunst in Mitteldeutschland seinen Landsleuten darbot, zog den Vergleichskreis noch weiter; er setzte die berühmte Klosterkirche zu Zschillen (Wechselburg) mit Schraplau in Beziehung — ob kunstgeschichtlich mit Recht oder nicht, vermag ich nicht zu beurteilen —, nannte die Schraplauer Johanniskirche in ihren Formen einfacher und kräftiger, Wechselburg dagegen gefälliger, zierlicher, sprach ihr aber ein mindestens ebenso hohes Alter zu wie der Kirche zu Talbürgel, der Kirche auf dem Pefersberge bei Erfurt und den älteren Teilen der Arnstädter Liebfrauenkirche. Damit würde unser Gotteshaus spätestens aus dem Ende des 12. Jhdts. stammen. Diese Ansicht teilte auch Größler, der sogar an eine noch ältere, bei der Einführung des Christentums gegründete Kirche dachte, wozu in der That die Lage des Gotteshauses in einem alten Volksheiligtum und die Wahl des Täufers zum Schutzheiligen trefflich stimmen. Die erste urkundliche Erwähnung geschieht am 20. Februar 1254: die beiden Magdeburger Burggrafen Burchard übereignen dem Kloster Rode das Besetzungsrecht an der Kirche beati Johannis Baptiste in Scrapelowe und an der Burgkapelle (capella in castro). Für ein hohes Alter sind auch die Türbögen und die Säulenknäufe eindringliche Beweise. So an der Nordseite eine Pforte von einfachen Verhältnissen, deren Bogenfeld mit geschuppten Kragsteinchen ausgefüllt ist. Sehr schlicht ist



Johanniskirche auf der Alten Burg zu Schraplau

auch der an jüngeren romanischen Kirchen oft prächtig ausgeführte West- oder Turmeingang. Aber wenn man ihn durchschritten hat, so erblickt man in der Westwand des Langhauses eine reichere Pforte, nach Größler aus der Mitte des 12. Jhdts., deren Bogen auf zwei Säulen mit sehr schönen Kelchknäufen ruht und deren Feld das einfache Stielkreuz zeigt, wie es auch an der Nordtüre von Oberörlingen vorkommt und wie wir es ähnlich in Wormsleben sahen. Damit sind die baulichen Sehenswürdigkeiten der Kirche so ziemlich erschöpft, aber der Geschichte und der Sage gibt sie noch reiche Nahrung. Doch davon später.

Von der Kirche zu den Ruinen des neuen Schlosses sind nur wenige Schritte. An den Resten des tiefen, zum größten Teile aber zugeschütteten Schloßgrabens (Wolfschlucht) erkennt man ihren Anfang. Ein schlichtes Wohnhaus steht auf der starken Schildmauer, die sich einst hier in stattlicher Höhe erhob und deren Querschnitt man sieht, wenn man durch das Vorgärtchen jenes Hauses geht und an seiner Nordseite den Schloßbereich betrifft. Der anfangs unübersichtliche Zusammenhang von Gebäudewänden, Zwinger- und Grabenmauern, von Resten alter Bastionen und Bollwerke, von hohen und tiefen Abfällen, zerfallenen Treppen und Kellerhälsen löst sich bald in das Nebeneinander eines Unter- und eines Ober Schlosses auf. Zwischen beiden kommt der Fahrweg von der Stadt herauf; das hier befindliche Schloßtor ist ebenso verschwunden wie der Eingang zum Oberschloß von der „Alten Burg“ her. Den besten Überblick über die gesamte Schloßanlage von außen her, über ihre erstaunliche Länge vor allem, gewinnt man allerdings von dem Fahrwege nach Köblingen, welcher sich an der entgegengesetzten Seite des Tales den Hang hinaufzieht. Aber wo man auch seinen Standpunkt wählen mag: das Herz ist voll Trauer ob der Zerstörung eines Bauwerkes, das an Pracht und Festigkeit sich vielleicht nicht ganz mit Schloß und Festung Mansfeld messen konnte, diesem aber an Ausdehnung kaum nachstand. Bernhard Julius v. Rohr, der um das Jahr 1745 eine große Reise durch den

Unterharz und die Grafschaft Mansfeld unternahm und diese Reise dann ausführlich in den „Geographischen und historischen Merkwürdigkeiten vom Unterharz“ (Frankfurt u. Leipzig 1748) beschrieb, erzählt: „Das Schloß, auf welchem die Herren von Schraplau und nachgehends die Grafen von Mansfeld residiret, liegt oben auf dem Berge, und hat einen herrlichen Prospekt um sich. Man findet auch hin und wieder an den Erkern und Torwegen das Wappen der Herren Grafen in Stein ausgehauen. Dieses Schloß ist ein mit Wällen und tiefen Gräben befestigtes Gebäude gewesen und zeugen dessen Rudera noch von seiner ehemaligen Pracht und Ansehen. Es hat aus vielen Gebäuden bestanden, einen äußeren und einen inneren Schloßplatz und eigene Schloßkirche gehabt. Dieses Gebäude ist nicht sowohl durch die Wut der Feinde, auch nicht durch Feuerflammen, sondern vielmehr durch seine eigene Lust und darzu kommende Witterung, da man es nicht in baulichem Wesen gehalten, in Ruin gesetzt worden. An einigen Orten stehen noch die hohen Mauern bis an die Dachbalken, und erzählen einige alte Leute, wie sie sich noch zu entsinnen wüßten, daß dies Schloß vor 40 Jahren (also 1708) in so gutem Stande gewesen, daß alle Zimmer mit Bequemlichkeit hätten können bewohnt werden.“

Auch Biering und Spangenberg berichten von den schönen großen Sälen und Gemächern, von dem starken runden Turm inmitten des Schloßplatzes — etwa dort, wo jetzt noch neben dem mit Asche ausgefüllten, einst sehr tiefen Schloßbrunnen ein unterirdischer Gang zum Unterschlosse führt —, von der Inschrift „an dem Ercker der alten Hoffstuben auswendig gegen dem Oberthore werdtz unter den Fenstern“, nach der die damals noch unmündigen Grafen und Vetter Albrecht und Hoier von Mansfeld unter der Vormundschaft einiger namentlich genannter gräflicher Räte diesen Teil des Schlosses von 1484 bis 1489 erbaut hatten. Auch zu Ende des 16. Jhdts., als Graf Christoph vom Mittelort hier oben seine Hofhaltung aufgeschlagen hatte, ist noch am Schlosse gebaut worden. Dann kam die große Verarmung der Mans-

felder Grafen, und die beiden Ämter Schraplau, das Ober- oder Schloßamt und das Unteramt galten nur noch als wertvolle Vermögensstücke, die verpachtet oder später gar verkauft wurden. Und da man sie nur noch landwirtschaftlich nutzte, so verlegte man die Verwaltung des Oberamts hinunter in die Stadt auf den Amtshof, und nur die des Unteramts verblieb auf dem Schlosse, und zwar auf dem Unterschlusse, wo noch heute das sehr verwahrloste, aber noch Spuren einstiger Schönheit aufweisende Gebäude der sogen. „Kammer“ an jene Zeit zwischen Blüte und Zerfall der mansfeldischen Herrschaft und auch des Schlosses Schraplau erinnert. Nun ist alles fast dem Erdboden gleichgemacht und der geräumige Platz dient den verschiedensten Zwecken. Wäsche flattert im Winde, Apfel und Birnen reifen zwischen sonnenbestrahlten Zwingermauern, das Sommergärtchen einer Gastwirtschaft hat sich auf einem basteiartigen Vorsprung eingenistet. Im Schloßgraben an der Nordseite des Berges sind kleine Gärten mit regelmäßigen Beeten angelegt; so dient das, was einmal eine Zeitlang eine Wüstenei war, den kleinen Neigungen und bescheidenen Zwecken der Anwohner.

Wir könnten nun die Frage nach den Herren von Schloß, Stadt und Herrschaft Schraplau leicht mit einer abgekürzten Aufzählung abtun, wenn sie nicht mehr gewesen wären als die Glieder und Geschlechter einer kleinen Grundherrschaft. Aber Schraplaus Geschichte ist auch mehr als nur ein Stück Grafschaftsgeschichte: weder die Edelen Herren von Schraplau, noch die Magdeburger Erzbischöfe, noch die Herren von Schraplau aus dem Hause Quersfurt und nicht die Mansfelder Grafen als Besitzer von Schraplau saßen hier als bloße Eigenherren, sondern griffen mit starker Hand in die Geschicke der Lande an Saale und Elbe ein. Und wenn man das auch nicht vom Grafen Christoph sagen kann, der hier als einer der letzten Mansfelder vom Mittelort Hof hielt, so gab er doch Schraplau für einige Jahre das Gepräge eines kleinen Fürstenthums mit all seinem Drum und Dran von Amtsbeslissenen, vom Hofprediger und den gräflichen Räten angefangen bis herab zum Hofmusikus.

Der Sächsische Annalist berichtet zum Jahre 1130, im Anschluß an die Erzählung von der Ermordung Konrads v. Eichstedt, des Neffen v. Hilika, Gräfin v. Ballenstedt und Mutter Abrechts des Bären, durch die hallischen Bürger: Konrad von Eichstedt „war ein vornehmer Mann. Nämlich Graf Esiko von Ballenstedt heiratete Mechthild, die (Stief-) Schwester der Kaiserin Gisela; sie gebor ihm den älteren Grafen Adalbert, den Vater Ottos, und eine Tochter Adelsheid, die ein Edler Thiemo, genannt von Skroppenlo zur Frau nahm. Adelsheid gebor ihm Esiko den Älteren und dessen Bruder Ekkehard. Esiko der Ältere zeugte Esiko den Jüngern und sein Bruder Ekkehard zeugte Konrad und Ekkehard von Eichstedt“. Dies ist freilich die erste und einzige urkundliche Erwähnung der Edeln Herrn von Schraplau; aber wenn wir Größlers ansprechende Vermutung zugrundelegen, daß Thiemo von Schraplau — er lebte um 1050 — neben Esiko von Bornstedt und Ekkehard, dem Vater des 1130 ermordeten Konrad noch einen dritten Sohn unbekanntes Namens gehabt habe, der der Großvater des frühestens 1196 verstorbenen Edlen Egilolf von Schraplau war, so floß auch in diesem, mit den Askaniern versippten Geschlechte das uralte Blut der Querfurter Sachsenedelinge. Mit Egilolf, den wir gelegentlich am erzbischöflichen Hofe zu Magdeburg finden, starben aber diese ältesten Schraplauer Herren aus, und da wohl der Bornstedter Linie seit 1179 ein gleiches Schicksal beschieden war, erwarb Erzbischof Ludolf von Magdeburg die Burg und die Herrschaft, die vermutlich noch in Übereinstimmung mit den alten Burgwartsgrenzen die Orte südlich des Salzigen Sees und der Salzke bis zur Quelle des Würdenbach und im Weidafale bis zum Hagen einschließlich der Gegend um den Zellgrund und Erdeborn umfaßte. Mit Schraplau kam, wie wir wissen, auch Langenbogen an das Erzstift. So verband der Magdeburger Kirchenfürst, der eines einfachen Bauern Sohn aus Kroppenstädt war, den saalischen Besitz des Erzstiftes (den heutzigen Saalkreis) mit den von seinem Vorgänger Wichmann geschenkten Erbgütern um Seeburg.

Ludolf gehört übrigens noch in die Reihe der im politischen Sinne wahrhaft Großen unter den Magdeburger Kirchenfürsten. „Während die erlauchtesten Häupter des deutschen Fürstentums in elender Schwäche und Eignucht ihre Treue und Eide feilboten“, sagt Otto Abel in seiner Geschichte König Philipps des Hohenstaufen, „hat des Bauern Sohn aus Kroppenstädt seine Treue unbesiegt bewahrt.“ Er fühlte sich in erster Linie als ein von Rom unabhängiger Kirchenfürst und Lehensträger des Reiches und er empfand stark und sicher seine Berufung, ein Ratgeber der Krone in geistlichen und weltlichen Dingen zu sein. Ludolf ist, wie der Pirnaische Mönch zum Jahre 1206 erzählt, der Erbauer des neuen, unterhalb der „Alten Burg“ belegenen Schlosses gewesen; das heißt aber nicht, daß dieser Raum erst von ihm überhaupt bebaut worden ist. Es spricht nichts dagegen, daß der weithin sichtbare Schraplauer Schloßthurm als das unentbehrliche Kernstück einer Wehranlage von der Art Schraplaus weit älter ist, als jene Wohngebäude, die der Erzbischof aufführen ließ, und über deren Umfang wir nur Vermutungen hegen können. Viel wichtiger ist, daß er nun den Schraplauer Besitz den Burggrafen zu Magdeburg aus dem Hause Schraplau zu Lehen reichte. Der Burggraf war der höchste weltliche Beamte im Erzstift, sozusagen der vom Landesherren, vom Erzbischofe, angestellte Landeswaller, nach Art und Umfang seiner Aufgaben mit außerordentlichen Nachvollkommenheiten ausgestattet. Die Entwicklung der Landespflege in der umfassendsten Bedeutung des Wortes innerhalb der Grenzen des Erzstiftes war gewiß abhängig von der Persönlichkeit des herrschenden Kirchenfürsten, aber in fast allen Auswirkungen das Werk der Burggrafen. Erzbischof Konrad (1134—1152), der ein Quersurter war, hatte dieses Amt das seit der Errichtung des Erzstiftes erblich gewesen, im Jahre 1136 seinem älteren Bruder Burchard übertragen, bei dessen Nachkommen es bis 1269 verblieb. Fast fünfzig Jahre hat nun Schraplau zu den ohnehin schon reichen Einkünften der Magdeburger Burggrafschaft gehört, bis es Burggraf Burchard der Ältere im Jahre 1254 an das Erzstift zurückgab.

Von den Magdeburger Burggrafen quersfurtischen Stammes haben die folgenden das „dominium utile“, die Nutznießung an Schraplau besessen: Als Erster Gebhardt IV., der dritte Quersfurter im Burggrafenamt (1191—1210). Ihm folgte sein Neffe Burchard VI., der Schwager der Stammutter Sophie der Mansfelder Grafen quersfurtischen Stammes (1210—1246), sodann sein Sohn Burchard IX., seit 1247 im Burggrafenamt. Er schenkte Schraplau am 13. Juli 1254 an das Erzstift zurück und übertrug bei dieser Gelegenheit das Besetzungsrecht an der Johanniskirche mit Zustimmung seines gleichnamigen Bruders und seiner Mutter Sophie geb. Gräfin von Ziegenhain (Wildungen) auf das Kloster Rode.

Wenn wir so die Zeit, in der die Burggrafen aus dem Hause Quersfurt Schraplau besaßen, durch die nüchternen Jahreszahlen und Familiennamen umschreiben, so verbirgt sich doch dahinter mehr als ein Ruhmesblatt der sächsischen Edelherren von Quersfurt. Alle, die hier genannt sind, sind nicht nur als Menschen wie als Verwalter die fähigen und treuen Beamten ihres Landesherrn, des Erzbischofs, sondern allesamt wackere, hingebungsvolle Kämpfer für das Hohenstaufen-Haus. Gebhardt finden wir noch in der Umgebung des Saliers Heinrich IV.; später auf der Seite Erzbischof Albrecht II. im Kampfe gegen Kaiser Otto IV., zuvor aber auf der vom Kaiser Heinrich IV. gelobten Kreuzfahrt 1197. Das Heldenlied von der Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig des Frommen zeichnet ein treffliches Bild von dem Wesen Gebhardts und seines Bruders Burchard III., wenn der Dichter, an einer von den vielen Stellen, an denen sie genannt werden, sagt: „Zwene gebrüder, die ouch da waren . . . sie heften die gute ritterschaft . . . Ich meine den edelen Burchart un sinen Bruder Gebhart . . . die . . . waren hofischer gebare, ir herzen gut, dobi doch gar menlich gemut, ires lebenes reine, den luten doch gimeine an helpe mit ir gute, in suz wesen dem mute sie wolden lan stete vinden sich fro, ir lebenes gotlich sie waren un ir wise schlecht (schlicht) in al irim

funde recht . . ." Burchard VI. unternimmt im Jahre 1233, wie einst sein großer Vorfahr, der hl. Bruno († 14. Februar 1009), mit großem kriegerischen Gefolge einen Kreuzzug nach Preußen. Ein Jahr weilt er hier, ein kräftiger Helfer dem Orden, mit dem zusammen er das eben gegründete Marienwerder von der Insel Quidini nach dem Orte Rysen in Pomesanien, an seine heutige Stelle verlegt. Nicolaus von Jeroschin besingt ihn in seiner „Kronike von Pruzinlant“:

„Darnach auch von Sachsin quam
ein rittir des war lobesam
in pilgerimes wise
menlich unde wise,
wan er ane wandils furc (Schwanken)
burggreve von Meideburc
was in der zit erkant;
man nant ihn ‚mit der kleinen hant‘!
Der bracht ouch mit im in dem zil
rittir unde knechte vil

Burchard IX. endlich erscheint am 20. April 1249 unter den Zeugen des Herzogs Boleslav v. Schlesien und Polen als „illustris homo Burchardus Magdeburgensis burggravius“, dem dann erst die nobiles hominis folgen, ein Beweis von der hohen Bedeutung, die dem Burggrafenamte zu Magdeburg innewohnte.

Nach der Rückgabe der Herrschaft Schraplau an das Erzstift wurde sie dem Markgrafen Dietrich von Landsberg verpfändet, aber schon nach zehn Jahren (1266) wieder eingelöst. Dazu bewilligte Erzbischof Ruprecht, als Großneffe Gebhards und Enkel Burchards IV. wiederum ein Quersfurter, 70 Mark Silber aus den Gütern des Agnetenklosters in der Neustadt Magdeburg. Es ist zugleich die Zeit der höchsten und glanzvollsten Ausbreitung der Quersfurtischen Edeln. In der Herrschaft selbst blüht das Geschlecht der Edelen Herren, in Magdeburg hat nun schon der sechste Quersfurter das Burggrafenamt inne, ein Burggrafenenkel ist Erzbischof, ein zweiter, Sohn der Mansfelder Erbtöchter Sophie, begründet das Mansfeldische Grafenhaus quersfurtischen

Blutes, ein dritter endlich, Burchard VIII., der Bruder des Erzbischofes Ruprecht, stiftet 1267 die Schraplauer Linie aus Quersfurtischem Stamme. Damit treten Stadt und Herrschaft Schraplau in den dritten Abschnitt ihrer Geschichte ein.

Burchard VIII., der auch der Jüngere genannt wird, weil sein Bruder, der Graf von Mansfeld, ebenfalls Burchard (VII.) hieß, hat 1267 die Herrschaft Schraplau vom Erzstift käuflich erworben. Die endgültige Regelung dieses Geschäftes geschah freilich erst am 1. September 1271 im Beisein des Markgrafen Dietrich von Landsberg. Für drei Geschlechterfolgen ist Schraplau im Besitze der Herren (domini) von Schraplau quersfurtischen Stammes geblieben. Aber obwohl sie sich mit den Falkensteinern, den Regensteinern und denen v. Hakeborn versippen, ihre Töchter Abtissinen in Quedlinburg, unter ihren Söhnen ein Magdeburger Domprobst und ein Merseburger Bischof (Gebhardt) sind und ein Sohn des ersten Schraplauerers als Burchard III. Erzbischof von Magdeburg wird — so liegt doch der Schatten des Verhängnisses über diesen Herren von Schraplau. Den Beinamen des Lappen, den das Volk auch dem unter den Keulenschlägen gedungener Meuchelmörder wie ein Tier verendenden Erzbischof Burchard gab, trug schon sein Vater, der Erwerber und erste Herr Schraplaus, und ist von ihm auf seine Söhne übergegangen, die ebenfalls wieder beide Burchard hießen. Von ihnen war der jüngere der Erzbischof, der ältere aber wohl jener Burchard Lappe, der 1280 in den landverderbenden Wirren um den Magdeburger Erzbischofsstuhl als Befehlshaber des Schlosses Siebichenstein diesen festen Hort des ganzen Landes kampfslos und seinem Eide entgegen an Dietrich von Landsberg übergab. Der Beinamen „der Lappe“ ist mehrdeutig: vielleicht zeichneten sich jene Schraplauer durch lange, unbeholfene Gliedmaßen, vielleicht aber auch durch Einfältigkeit und Albernheit, also Läppischeit im Wesen aus, vielleicht sprach auch Unbedeutendheit aus ihrer körperlichen Erscheinung und Mangel an geistiger Begabung. Noch heute ist in der Gegend von Schraplau,

der Heimat Burchards, der Ausdruck „ein großer Laps“ im Volksmunde nicht eben ungebräuchlich. Genug, wenn der Erzbischof Burchard als der freuloseste, hinterhältigste, pfiffigste, schlaueste, herrschlichste, roheste und pfäffischste unter den Magdeburger Erzbischöfen hingestellt wird, so unterdrückt dies Urteil zwar die auch überlieferten besseren Seiten seines Wesen, wird aber im großen und ganzen seinem Wirken und Walten in einer Zeit des religiösen und politischen Niedergangs, in den Jahren des aufflammenden Machtkampfes zwischen Landesherren und Städten gerecht. War sein Tod (21. September 1325) auch eine Gewalttat, die großes Elend über Land und Leute des Stiftes brachte, so wurde er doch als eine Erlösung aus der fürchterlichen Zerrüttung angesehen, die er bei Lebzeiten durch eigene große Schuld hervorgerufen hatte. Wenn von ihm gesagt wurde, daß er für seine Person einfach, anspruchslos, keusch lebte, auch bei seinen Geistlichen auf Sitte und Anstand sah, so brachen aus der Tiefe wohl bezeichnende Wesenseigenschaften der Quersurter hervor, aber das Gute in ihm war doch verschüttet durch eine unglückliche Blutmischung, deren Herkunft uns unbekannt geblieben ist. Vielleicht waren es Einflüsse von der Seite seiner Mutter her, jener vermuteten Oda v. Lochau oder Buchau, allein, Gewisses läßt sich nicht darüber sagen.

Es schweigen auch die Quellen über die näheren Beziehungen der Herren von Schraplau zu ihrer Herrschaft. Sie urkunden und bezeugen wohl hier und da, beschenken aus ihrem Vermögen das Kloster Sittichenbach, verzichten auf jedes Herrschaftsrecht über Helfsta — das ist aber auch alles. Am 24. Februar 1335 verkaufte Herr Burchard, der jüngere Herr zu Schraplau, der Enkel des ersten Lappen, Schloß und Herrschaft Schraplau an seinen Vetter, den (dritten) Grafen Burchard von Mansfeld. Das wüste Regiment Erzbischof Burchards hatte auch seine Schraplauer Verwandten tief in Schulden verstrickt; jüdische Geldgeber und Wucherer sorgten dann für das Ubrige. Burchard, seinen Sohn Bussfo und seine weiteren Nachkommen finden wir als Burgmannen

und Burggrafenstellvertreter auf der erzbischöflichen Burg Wettin wieder. Sie genießen hier die Einkünfte des reich ausgestatteten vormals v. Damüßschen Burglebens, das nach Dreyhaupts Angaben aus einem Burgsitz zu Wettin mit 6 freien Hufen und den dabeiliegenden Kohlbergen und anstoßenden Kalkkresen, 2 Wiesen zu Podelsee (später wüst bei Wettin), einem Weingarten, der Tiergarten genannt, Teichstücken, Gehölze, Saalwerder, 14 Acker Wald in der Brenau (bei Jaschwitz), der Fähr, einem wüsten Vorwerk, einem wüsten Burglehn und noch verschiedenen Zinsen und Einkünften besteht. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Erzbischof Burchard, als er 1307 zur Regierung kam, dieses bedeutende Lehen auf seinen schraplauischen Vetter übertragen hat.

Die „nobilis de Scraplow residens in Wytin“ sind zwischen 1410 und 1432 ausgestorben; der letzte ihres Namens war Gebhardt von Schraplau, der auf Alsleben saß. Ungeheuer freigebig haben sie bis zuletzt die namhaftesten Stiftungen aus ihrem im Seegau wie im Saalkreise belegenen Eigen an Kirchen und Klöster gemacht. Das Kloster Neuwerk und das Moritzkloster zu Halle bedachten sie vor allen; am erzbischöflichen Hofe waren sie hoch angesehen, trafen oftmals noch als Zeugen auf und hingen, wenn sie siegelten, noch immer das Wappensiegel der Burggrafen zu Magdeburg, die quersfurtischen roten Balken im silbernen Schilde, an die Pergamente. Im Jahre 1391 stifteten Busse, Broße, Gebhardt und Heinrich, Edle Herren zu Schraplau, eine Gedächtnismesse für ihr Geschlecht im Kloster Neuwerk; sie warfen dafür einige Zinsen zu Cöllme aus; aber länger noch als dieses Seelengeräte dauerte der Name des Schraplauischen Lehens auf der Oberburg Wettin. Es ist noch einmal in „quersfurtischer“ Hand gewesen; nach 1550 kam es in den Besitz des Grafen Hans von Mansfeld; seitdem wurde es der Grafenhof genannt, bis es der Administrator Joachim Friedrich als landesfürstliches Amt wieder an das Erzstift zurückbrachte.

Herrschaft, Schloß und Flecken Schraplau sind rund 450 Jahre ein Bestandteil der Grafschaft Mansfeld ge-

wesen. Aber ihre große Zeit war damit vorbei. Die „Alte Burg“ war schon damals eine alte, sagenhafte Burg, als Wehranlage bedeutungslos; Kirche, Gottesacker, der sogenannte „Kälberhof“, vielleicht einige zum Schloß gehörige Wirtschaftsgebäude, nahmen ihren Raum ein. Selbst das neue Schloß wurde so baufällig, daß die Grafen Ernst und Albrecht (die Söhne Günthers, dem in den Erbteilungen von 1420 und 1430 die Herrschaft zugefallen war) an eine umfassende Erneuerung denken mußten. Es ist die durch einige, von Biering vermerkte, Inschriften bekundete Wiederherstellung des Jahres 1484. Als die Grafen dann im Jahre 1501 zu einer neuen Erbteilung schritten, wurde die Herrschaft in zwei Ämter zerlegt. Sie war jetzt nur noch ein vom Ertragsstandpunkt zu betrachtendes Vermögensstück — freilich ein sehr wertvolles —, das den beiden Söhnen des Grafen Ernst zufiel. Die Teilung der Herrschaft in zwei Ämter bestimmte die fortan eigenartigen Verwaltungsverhältnisse des Ländchens. Graf Gebhardt, der Stifter der mittelortischen Linie des Hauses Mansfeld erhielt das Oberamt Schraplau, das die Hälfte des Hauses Schraplau mit den Dörfern Ober- und Unterröblingen, Bennstedt, Melmesdorf, Allendorf, Schaffee, Esperstedt, Hornburg, Ober- und Nieder-Alberstedt, das Vorwerk Röblingen und die Hälfte des Fleckens Schraplau umfaßte. Graf Albrecht erhielt die andere Hälfte von Schloß und Flecken, die Dörfer Röchstedt, Amsdorf, Wanzleben, Stedten, Dornstedt, Steuden und das Vorwerk Ehdorf, ferner das — unbekannt wo, aber vermutlich bei Schraplau gelegene — wüste Bornstädt, dazu vier Mühlen an der Weida (Herren-, Öl-, Brau- und Zeller-Mühle), die Fischerei und die Jagd, den Vogelfang und die Salpeterhütte, schließlich die Vogtei über das Kloster Holzzelle, das übrigens nach dem Bauernaufruhr ebenfalls zur Herrschaft Schraplau geschlagen und in seinen Einkünften und Liegenschaften geteilt wurde. Graf Albrechts Besitz bildete das Unteramt. Es blieb aber bei dieser verwaltungsmäßigen Teilung, als Albrecht auch das Oberamt an sich brachte, und in ihrer Gesamtheit fiel die Herrschaft, als er 1560 gestorben war,

an seinen Sohn Karl. Indessen verblieben den Söhnen Gebhardts doch noch gewisse Rechte an Schraplau; denn als im Jahre 1574 der von seinen Gläubigern arg bedrängte Graf Christoph den Seeburger Besitz an den Grafen Kuno Hahn verkaufen und das väterliche Schloß am See verlassen mußte, da fand er mit seiner Gemahlin Amalie, geb. Gräfin von Schwarzburg, eine Zuflucht im Hause Schraplau; hier schlug er seine Hofhaltung auf, die bescheiden genug war; hier starb er am 20. August 1591 und wurde in der Johanniskirche begraben, wo auch seine Gattin und die meisten seiner sechzehn Kinder ruhen. Sein Sohn, Graf Heinrich, der letzte regierende Graf des Mittelortes folgte ihm, bis auch er sich im Jahre 1602 zu seinen Vätern versammelte, und der kleine Schraplauer Hofstaat aufgelöst wurde. Da gab es neben den Kammerdienern und Kammerdienerinnen des gräflichen Paares und seiner zahlreichen Kinder Hofkutscher, Hofkoch, Hofschneider und Hofbarbier, einen Kellermeister, einen Landknecht und Torhüter; nach der Teilung des Schlosses Schraplau in einen Unter- und Oberort wird unterschieden zwischen unter- und oberörtlichen Amtsverwaltern, da gibt es einen Winzer des Unterortes und einen oberörtlichen Häfcher, einen Reiter auf dem Obernteil und einen Landknecht im Unteramte. Die vornehmsten Beamten aber waren der Kanzler Dr. Schlichtegroll, der Schloßhauptmann Georg v. Herfall und der Hofmeister Wolf v. Hochberg. Nicht immer hat Graf Christoph das ganze Schloß bewohnt; erst als das Reichskammergericht im Jahre 1586 die über ihn wegen seiner Schulden beim Juden Löb verhängte Reichsacht zurücknahm, durfte er auch über den Unterort verfügen.

Seit dem Tode des Grafen Heinrich wohnte Graf David, der Enkel des hinterörtischen und Reformationsgrafen Albrecht IV., auf dem Schlosse; denn Schraplau war ja, wie wir bereits wissen, 1560 eigentlich dem Hinterorte zugesprochen worden. Wie sein Vater, der tapfere, tüchtige und kluge Graf Volrad, mühte er sich, die wirtschaftlichen Verhältnisse seines Hauses zu verbessern; allein vergeblich: die Grafen ertranken fast in ihren

Schulden, und selbst als David im Jahre 1612 das höchst wertvolle Klosteramt Sittichenbach an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen für 94 000 Gulden verkaufte, da blieben ihm nach der Abtragung der dringendsten Schulden zu seiner freien Verfügung noch ganze 6000 Gulden. „Bei Gott ist Rat und Tat“ war sein Wahlspruch, aber dieses fromme Gottvertrauen hat ihm nicht mehr geholfen. Er starb still den 26. März 1628 zu Schraplau. Auf dem Schlosse erlosch jedoch das Leben nicht ganz; hier wohnte noch immer die Witwe des Grafen David mit ihren Kindern. Nun nähert sich der große Krieg auch der Herrschaft Schraplau; am 24. Oktober 1632 werden Stadt und Schloß von den plündernden Kroaten heimgesucht; die wüsten Kerle bringen auch in die Gemächer der alten Gräfin, berauben sie ihrer Wertfachen und drohen ihr die Finger abzuschneiden, als sie einen wertvollen Ring nicht rasch genug abziehen kann. Bei Nacht und Nebel flieht sie nach Eisleben. Auf dem Arnstein, in einem andern Winkel der Grafschaft, lebt derweile der Graf Johann Georg II. von der Eisleber Linie. Er ist kaiserlicher Obrister und hat am 7. September 1631 in der Schlacht bei Breitenfeld gekämpft. Da stirbt am 21. März 1636 die Gattin des Grafen, Barbara Maria, tief betrauert auch von dem Landvolke, dessen Leiden im Kriege sie nach Kräften zu lindern bestrebt war. Da weder ihre hinterlassenen Kinder ohne Mutter noch der Arnstein ohne Herrin sein kann, holt sich der Graf eine zweite Barbara heim; am 1. November 1637 vermählt er sich mit Graf Davids hinterlassener Tochter Barbara Magdalena. Die Hochzeit wurde noch auf dem Arnstein groß gefeiert, dann aber zog das gräfliche Paar nach dem Schlosse der Frau. Der Arnstein blieb unbesetzt, aber das Haus Schraplau sah noch einmal freundliche Tage: am 12. Juli 1640 ward hier einer der besten Landesherren geboren, den die Grafschaft je gehabt hat: Johann Georg III., der „Evangelicae Stirpis Ultimus“, der letzte aus der evangelischen Linie der Mansfelder Grafen, wie es auf dem prächtigen Sterbedukaten heißt, den man zu seinem Gedächtnisse prägte, als er am Neu-

Lehrstube 1710 das Zeitliche segnete. Der Vater war schon am 19. Februar 1647 gestorben, ein Mann, gleich hochgebildet, wie sein vortrefflicher Sohn; sein Ordensname „der Auserlesene“ in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ vielleicht nicht nur zufällig, sondern bedeutungsvoll gewählt.

Schloß Schraplau ist also nicht, wie der Volksmund meint, im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden eingeschossen worden, sondern es verfiel langsam, weil Johann Georg III. es nicht mehr bewohnte, und weil dann, als erst ein Riß im Mauergefüge und eine Lücke in den Dächern klaffte, die ganzen Baulichkeiten: Thürme, Fassaden, Säle und Gewölbe ein willkommener Steinbruch für Amt und Stadt Schraplau wurden. Nun darf man sich nicht vorstellen, als ob die Mansfelder Grafen auf dem Schlosse Schraplau die zur Herrschaft gehörigen sehr umfangreichen Ländereien und Güter selbst bewirtschaftet hätten. Diese wurden vielmehr verpachtet, in Unterlehen vergeben, verpachtet, schließlich auch verkauft, bis im 18. Jhd. der Soldatenkönig kam, zunächst das Oberamt ankaupte und die Verwaltung dieses seinem Sohne Ferdinand geschenkten Grundbesitzes einer prinziplichen Domänenkammer unterstellte. Noch sind die alten Amtsgebäude fast alle erhalten. Zu unsern Füßen, gleich neben dem Fahrwege, welcher von der Stadt zum Schlosse und der Kirche hinaufführt, liegt der Schützenhof, jetzt stark verbaut, seit 1501 der Sitz des Oberamtes. Das Oberamt war seit 1574 im Besitze des Nikolaus v. Ebeleben. Gräfin Amalie v. Schwarzburg, die Gemahlin des Grafen Christoph, löste es mit ihrem eingebrachten Gute wieder ein. Von 1670 bis 1711 hatten es dann die v. Hacke inne, von denen es Graf Johann Georg III. Gemahlin, die spätere Sachsen-Weißenfelder Herzogin einlöste, um es im Jahre 1732 an den König von Preußen abzutreten. Aber in der Erinnerung des Volkes ist nur der Kammerhof, das jetzige Wentzelsche Gut hart an der Weidabrücke, als Sitz des Oberamtes geblieben. In der That hat die prinzipliche Kammer die Oberamtsverwaltung auf dieses ehemals v. Königsche Rittergut verlegt und den

Schützenhof einem Bürger überlassen. Das Oberamt selbst ist neben dem Königschen Gute noch durch das Apel-v. Stockhausensche Freigut vergrößert worden, während das Unteramt ähnlich bedeutende Abrundungen durch die Stedtener Rittergüter erfahren hat. Der ehemalige Sitz des Unteramtes ist in Schraplau noch jedem Kinde bekannt; es ist die „Kammer“, ein altes baufälliges Gebäude auf dem Schloßgelände des Unterortes; Spuren alter Schönheit bedecken noch sein verwittertes Angesicht, und über seinem verbauten Eingange erblicken wir noch Inschriften und Wappensteine. Das Unteramt hat eine eigentümliche Geschichte. Im Jahre 1563 wurde, wie Biering schreibt, dem Jacob v. d. Schulenburg zu der Hälfte des Amtes Schraplau (es ist das Unteramt) „wegen 24 000 Gulden“ durch erzbischöfliche Kommissarien verholzen; er trat aber sein Recht gegen anderweitige Versicherung an Graf Volrad von Mansfeld ab. Sein erster rechtmäßig belehnter Inhaber, der niederländische Arminianer Nikolaus Schmuckhardt von Schauburg begegnete uns schon in Oberfeutschental und in Ehdorf. Der Schmuckhardt war ein Opfer der Glaubenswirren, die zu Anfang des 17. Jhdts. die Niederlande durchtobten, und um ähnliche gottesgelehrte Spitzfindigkeiten ein ganzes Volk in Aufruhr brachten wie der Erbsündenstreit zwanzig Jahre zuvor die Bewohner der Grafschaft Mansfeld. Der Streit ging um den Inhalt der Gnadenwahl-Lehre. Die Arminianer sagten: Gott hat zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Seligkeit und Verdammnis der Menschen gefaßt, aber mit der Bedingung, daß alle diejenigen, die an Christus glauben, selig, die Ungläubigen hingegen verdammt sein sollten. Christus sei zwar für alle Menschen gestorben, aber nur der Gläubige erlange durch seinen Tod wirkliche Veröhnung und Vergebung der Sünden. — Als rechtmäßige Lehre wurde dagegen festgestellt: der seligmachende Glaube ist ohne allen Anteil der ganz unfähigen Natur ein Geschenk der durchaus freien Gnade, die Erwählung des einzelnen zur Seligkeit also in keiner Weise die Wirkung, sondern nur die Ursache des seligmachenden

Glaubens. Die erlösende Wirkung des Todes Jesu beschränkt sich nur auf die Auserwählten. Als 1619 über 200 arminianische Prediger abgesetzt, der wohlmeinende Vermittler in dem Glaubensstreit Oldenbarneveldt hingerichtet, und der große Staatsrechtslehrer Hugo Grotius zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde, da verließen die angesehensten unter den Arminianern ihr Vaterland und suchten in Deutschland eine neue Heimat. Nachdem vorher das Unteramt Schraplau in Schulenburgschen bzw. Malsburgschen Händen gewesen, ging es jetzt für 51 000 Gulden auf den Arminianer über. Es mußten ihm aber 3000 Gulden Ablatz bewilligt werden, da die Wirtschaftsgebäude alle sehr verfallen waren. Nikolaus Schmuckhardt starb um 1643; ihm folgte sein Neffe (Nepot) Albert, der das Unteramt im Jahre 1665 wiederkäuflich an Viktor v. Bülow abtrat. An ihn und seine Gemahlin Bertha von der Asseburg erinnern die Wappen am Eingang zur Kammer. In seiner Familie blieb es bis 1742. In diesem Jahre löste es König Friedrich II. ein, dessen Vater genau zehn Jahre zuvor das Oberamt aus dem Besitze der Herzogin Luise Christline von Sachsen-Weißenfels, hinterlassene Witwe des Grafen Johann Georg III. von Mansfeld, erworben hatte. Eine geordnete Verwaltung, tüchtige Pächterschaft auf den Gütern und Vorwerken, sparsame und ertragreiche Wirtschaft trat an die Stelle der ewigen Geldverlegenheiten der Grafen und ihrer Lehensleute, unter denen die Herrschaftsstücke nicht wenig litten; und wenn das Regiment der Kammer, das ja Landwirtschaft und Landsfürsorge gleichermaßen bedeutete, auch strenge und in gerichtlichen Dingen nicht immer gerecht, weil einseitig war, so hob sich doch die allgemeine Landespflege um ein Mehrfaches, und es wurde der Grund gelegt für den Aufschwung, den das kommende Jahrhundert brachte.

Im Schatten der Trümmer der gewaltigen Herrenburg, zu den Füßen des Grafenschlosses und unter den Fittichen einer straffen Rechtspflege der prinzlichen Kammer hat der Flecken, seit 1743 das Städtlein Schraplau mehr dahingekümmert als sich zu einem blühenden

Gemeinwesen entwickelt. Allerdings hat sich die Stadt von den schweren Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges nie wieder recht erholt: fünf gründliche Plünderungen, drei Pestseuchen, sodann die großen Brände nach dem Kriege (1650, 1670, 1700), auch wohl die geringen Ausdehnungsmöglichkeiten des Ortes selbst, der in seinen wenigen Straßen und Gassen durchaus eine dörfähnliche Unordnung der Gehöfte zeigt, das alles hat lange auf ihm gelastet. Auf der Grundlage von Ackerbau und Bierbrauerei vermochte sich kaum ein reicheres städtisches Leben zu entfalten; die Mitglieder der elf Handwerksinnungen waren zumeist die Landmeister auf den Dörfern, und der Handel war, ebenso wie die Jahrmärkte, wegen der Nachbarschaft mit Kursachsen ohne Bedeutung. Noch 1784 hatte Schraplau nur 650 Einwohner. Ein Marktstücken ist es mindestens seit 1497 gewesen; denn es ist wenig später von seinem „alt Ingesiegel“ die Rede, das den Schloßthurm und einen Mann mit dem Haupte des Johannes zeigt, und auch die Kirchenvisitationsprotokolle des Jahres 1581 wissen von einem „Ratskeller“ und eines „Rates Fronboten“; es mag darin Riestedt und Helfta geähnel haben, die sich, obwohl sie nicht zu Städten erhoben wurden, einer weit glücklicheren Bildung erfreuen durften. Stadt im rechtlichen Sinne wurde Schraplau erst im 18. Jhd., aber auch dann noch hing die Wahl der Ratspersonen, der beiden Burgemeister und der vier Ratsmannen vom Prinzen Ferdinand ab. Das Rathhaus, das mit all seinen Akten und Urkunden 1700 abbrannte und dann als ein Fachwerkgebäude wieder aufgeführt ward, verfiel alsbald wieder, und es ging 1798 die Rede, daß es der Stadt zur Schande gereiche; denn kein honetter Reisender könne im Ratskeller Quartier finden, wenn ihm nicht der Wirt seine einzige Stube einräume. Doch nun hat es neuerdings ein schmuckes Gewand bekommen; verliehen nicht die hohen qualmenden Kalköfen, auf die von überall her der Blick fällt, und die oft von Sprengschüssen widerhallenden Steinbruchwände dem ganzen Bilde einen sehr eigenen werksfleißigen Zug, so wäre Schraplau noch heute das verträumte bergsteile Städtchen, dessen kleine Gehöfte

sich stufenweis übereinander an die Hänge schmiegen, selten nur unterbrochen durch ein stattlicheres Bürgeranwesen. Halbverfallenes Steinwerk, verwirrte Trümmer von Basteien und Futtermauern erscheinen hier und da, einmal hoch über uns, blendend weiß im Mittagslichte gegen den blauen Sommerhimmel sich abhebend, oder zu unsern Füßen, je höher wir den Schloßberg hinaufsteigen. An warm besonnten Hauswänden wächst die Rebe und reißt die Traube, kleine Vorgärten über Absätzen und Bergstufen sind so von Waldbrebe, Klematis oder wildem Wein übersponnen, daß sie eher schattigen Lauben gleichen; von oben herab sieht man in das kleine, lärmende Alltagsgetriebe in den Höfen und auf den Gassen mit Wäschewaschen, Holzhacken, Schweinesfüttern, mit Hühnergegacker und Kindergeschrei; manche liegen so tief im Grunde oder eingeschachtelt zwischen höheren Häusern, daß sie feucht und düster wirken, als ob nie ein erwärmender Strahl der Sonne in sie hineinsiele, die uns hier oben, am steil abfallenden Mauerrande des Schloßberges freilich arg zuseht.

Da war es gut, bevor wir in die Grabeskälte der unterirdischen Steinbrüche hinabstiegen, den lindernden Schatten der alten, aber nicht altersgrauen Kirche aufzusuchen; im hellen Gelb des bergfrischen Kalkes leuchtet vielmehr das ehrwürdige Gefüge ihrer Quaderwände. Die geistliche Geschichte Schraplaus in der protestantischen Zeit erschöpft sich beinahe in der langen Reihe seiner Geistlichen, die zugleich die Vorsteher des II. Mansfeldischen Dekanats (Superintendentur) waren. Franziskus Hugo war der erste lutherische Prediger, den Viering in seinem „Clerus Mansfeldicus“ nennt; für manche seiner Nachfolger war Schraplau nur eine Durchgangsstelle, andere wieder brachen sich hier Hals und Beine — im doppelten Sinne: Christoph Böhme brach sich Anno 1672, als er seine Wiesen besehen wollte, die Arme, Nicolaus Trautmann, zuvor Pfarrer in Mansleben, stürzte am 11. Februar 1647 im tiefen Schloßgraben zu Tode, während Magister Michael Schneider, ein nicht ungelehrter Mann, kaum daß er sein Schraplauisches Amt angetreten,

„aus gewissen Ursachen“ das consilium abeundi empfing und sang- und klanglos verschwand, wohingegen einer seiner Vorgänger dem Trunke so ergeben war, daß er in der Esperstedter Pfarre eine Schlägerei anfang und dabei einen Bürger von Quedlinburg ernstlich beschädigte. Doch bei weitem die Mehrzahl waren gute Seelsorger und treue Diener des Herrn, wohlgelitten auch als Hofprediger oder Hofdiaconen bei ihren gräßlich menschelichen Herren, einige von einem weiteren, über ihren Beruf hinausreichenden Schreiß, wie der Magister Martinus Faschius, der 1616 von Farnstedt nach Schraplau kam, nicht nur ein Arzt der Seelen, sondern ein arznei- und kräuterkundiger Mann, aus dessen Feder das anmutige Gedicht floß, das die älteste hallische Apothekenordnung von 1617 ziert. Oder wie der berühmteste von allen Schraplauischen Geistlichen, Christoph Apel, der sich nicht fürchtete, das Gut seiner Frau, der Anna Katharina Reinmann zu Schraplau, zu übernehmen und neben seinem geistlichen Amte zu verwalten. Am Chore der Johanniskirche steht noch der freilich etwas verstümmelte Grabstein des trefflichen Gottesdieners, der erst 25 Jahre lang das Pfarramt zu Wansleben, danach zwölf Jahre lang die Pfarre in Schraplau verwaltete, bis er am 12. August 1694 sanft verschied. Da steht er vor uns, der gewichtige und in seiner Art, die uns Schrodt und Kronenberg lebendig schilderten, so ursprüngliche Christophorus Apelius. Die Breitschultrigkeit des Talarmannes entspricht der ehrlichen Vierschrotigkeit seines Wesens; mit wundervoller Sicherheit verstand er, die handgreiflichsten Beweise der Übereinstimmung der biblischen Lehre mit den Alltäglichkeiten des Lebens seinen Pfarrkindern vorzulegen. Auf seinem merkwürdigen Grabdenkmal sind einige Psalmsprüche noch erkennbar; in stufenweiser Verjüngung türmt sich Platte auf Platte, und die barocken Bekrönungen des pomphaften Denksteines wollen kein Ende nehmen. Daneben steht ein anderes, ebenfalls beachtenswertes Grabmal, dessen Inschrift unleserlich geworden sind (sollte es Apels Gattin gewidmet sein?); umseitig von Chronos und Nike erhebt sich eine schachelhalm-ähnliche Säule, besser: ein wassertreppenartiges Ge-

bilde, dessen einzelne Flächen ehemals vielleicht mit Sprüchen bedeckt waren.

Aber viel berühmter ist der dritte Grabstein, der an die Südwand der Kirche angelehnt ist. Das ist der Schraplauer „Pickelhäring“. Selten ist über Grabsteine so viel gefaselt, so viel geschrieben worden, wie über dieses Denkmal eines einfachen Landjunkers, und das ist um so merkwürdiger, als der sonderbare Name des Rätsels Lösung birgt. Der arg beschädigte Stein zeigt die Gestalt eines Offiziers in der Tracht etwa der kurbrandenburgischen Zeit, als die Schlacht von Fehrbellin geschlagen wurde. Für das Volk lag es nahe, die Tracht mit Spitzkragen und Spitzstulpen als eine schwedische Uniform, das Gesicht mit dem Knebelbart als das eines im Dreißigjährigen Kriege erschossenen schwedischen Offiziers zu bezeichnen, zumal die Jahreszahl 1643 leicht zu erkennen ist. Nicht genug damit, sollte der Pickelhäring, angeblich ein Ritter aus Schaffstedt, sich auf einem Kindtauffeste durch Nasenabbeißen und durch einen Totschlag höchst rüpelhaft benommen haben, ja, man bezeichnete ihn als einen Schloßherrn von Schraplau und brachte ihn in Verbindung mit den Langeneichstädter Zinshühnern. Das alles füllte die Sagensammlungen, und die Forscher machten sich über den Stoff her. Sie fanden nur, daß Pickelhäring der Poffenreißer und Paiaz der deutschen Schaubühne bis ins 18. Jhd. hinein gewesen, und daß die dem Volke wunderbarlich erscheinende Tracht dem toten Junker den lächerlichen Namen eingetragen habe. Die „Wahrheit um Pickelhäring“ fand durch alle ausschmückende Fabeln Felix Burkhardt in der einfachen, urkundlich belegten Tatsache: Der Schraplauer Schloßhauptmann Christoph von Häring wurde am 13. September 1643 zwischen 2 und 3 Uhr von einem jungen Kötschau von Schaffstedt „jämmerlich und erbärmlich beschossen“ und am 16. September „mit einer Leichenpredigt und herrlichem Comitat zur Erde bestattet“. Und nun das Merkwürdige: am 10. September, drei Tage vor der Mordtat, war Kindtaufe auf dem Schlosse gewesen; der Graf Johann Georg „der Auserlesene“ hatte ein Töchterlein Barbara Maria taufen lassen. Unnötig zu sagen, daß auch sonstige Merk-

male den Stein unzweifelhaft für den v. Hering gefestigen erscheinen lassen, daß des Schloßhauptmanns Gattin Maria geb. v. Trebra ein kleines Gut in Schraplau besaß, dasselbe, das später Christoph Apel bewirtschaftete. Mit bewunderungswürdiger Treue hatte das Erinnern des Volkes den Grundstock der Ereignisse, auch im wesentlich Persönlichen festgehalten: die Kindtöte, den Streit, den Mord, den von Schaffstädt, den Schloß„haupt“mann, nur der Name des Ermordeten war verballhornt worden, weil er unglücklicherweise Hering hieß, der Pickel- oder Pichelhäring dem Volke aber eine vertraute Gestalt war. Möglich, daß der Streit im Raufche, beim Picheln aufgeflammt war — dann würde die Sage auch in ihrer anscheinend tollsten Unform einen glänzenden Freispruch vorm Richterstuhle der Geschichte erfahren.

Auf dem Berggottesacker zu ruhen, bedeutet für die Schraplauer nicht mehr einen Vorzug, wie noch vor 100 Jahren, als man die Armen auf dem Spitalfriedhof unten in der Stadt am Weidabache begrub, während die anderen, die „was in Vermögen hatten“ (wie Biering sagt), sich gerne auf die Höhe tragen ließen. So sammelt sich heute alles, was in dem Städtchen durch das letzte Tor aus der Welt tritt, oben im Raume der „Alten Burg“, im Schutze des mächtigen Walles, der noch immer nach Osten droht, an der Stelle, von der einst die Macht der Schraplauer ausging — weit über die Grenzen ihrer Herrschaft hinaus. Nichts vermag sich der geschichtlichen Größe, die der Name Schraplau trägt, heute auch nur anzunähern. Selbst ihren Ruhm, das beste Bier im Mansfeldischen zu brauen, hat die kleine Stadt zwischen den hohen Kalkbergen seit langem verloren. Ihre Einwohner nähren sich, soweit sie nicht Handwerker und Bedienstete bei der Eisenbahn sind, von der Landwirtschaft. Die in Schraplauer Flur belegenen Teile der früheren Ämter sind heute allesamt in C. Wenzelschem Besitz, dessen Urgroßvater schon um 1780 das Oberamt Schraplau pachtweise übernommen hatte. Aber der betriebliche Schwerpunkt liegt nicht mehr in dem alten Amtshofe oder Stadtgute an der Weidabrücke allein, sondern auch oben auf dem Goldberge, am Rande des großen Kalkbruches;

durch ihre beherrschende Lage sind die geschmackvollen Baulichkeiten des Musterhofes Wenzelhöhe weithin sichtbar. Ein nicht geringer Teil der Einwohner Schraplaus arbeitet in den Stedtener und Oberröblinger Braunkohlengruben und Briekettfabriken, aber der Schraplauer Hauptgewerbesleiß beruht doch noch immer auf der Gewinnung und Verarbeitung des Muschelkalkes.

Die Weida hat sich ihr Bett durch die drei Hauptgliederungen des Muschelkalkes gegraben, dessen Schichten von Norden nach Süden in sanfter Neigung, wenn auch nicht ungestört durch Verwerfungen und Brüche, einsinken. Wandert man also talaufwärts, etwa von Stedten bis Ruckenburg, so beginnt diese Wanderung im unteren Muschelkalk und endet im oberen, sofern man auf der Talsohle oder wenigstens an den Talhängen bleibt; denn z. B. die Kuppe des 50 Meter über dem Weidaspiegel aufragenden Galgenberges zwischen Schraplau und Schaffee wird bereits vom oberen Muschelkalk gebildet. In allen drei Abteilungen finden wir nun einen zwar nicht gesetzmäßigen, aber doch durch alle Schichtebenen verfolgbaren Wechsel von harten und weichen Bänken, von splittorigem, schaligem Wellenkalk und hartem, aber porenreichem Schaumkalk, der wegen seiner Dichtigkeit von den einheimischen Brucharbeitern die Mehlbähe genannt wird. Allein der Kalkbrecher hat sich mit dieser einfachen Unterscheidung nicht begnügen können; schon zu der Zeit, als man nur Bausteine und Fliesenplatten in den Brüchen von Stedten bis Esperstedt gewann, also keinen Brennkalk förderte, gab man den unzähligen Schichten und Bänken, die der Lauf der Weida in undenklichen Zeiträumen anschnitt oder die der arbeitende Mensch freilegte, je nach Beschaffenheit und Verwendungszweck sehr anschauliche Namen, die auch für den Laien heute noch ein Richtweiser beim Besuch der Brüche sein können. Da findet man die Dreifußbank, die harte Bank, den Baustein, die Würfelschicht, den Plattenkalk und den Totenkopf, die Krippenbank über dem Bittermergelkalk des mittleren Muschelkalkes und die in ihr eingelagerte blaugraue, dolomitische Kesselbank; nach der Farbe scheidet man in den weißen bis gelben Schaumkalk

und in den meist bläulichen oder blaugrauen Wellenkalk. Zwischen den härteren Bänken, die sich auch für das Auge sofort herausheben, finden sich wieder dünnplattige Mergel mit feinen tonigen Mitteln, so regelmäßig oder gleichförmig, daß wir den Wechsel der Jahre und Jahreszeiten oder wenigstens gleichmäßiger Witterungsspannen über dem unendlichen Meere der Muschelkalkzeit darin vermuten dürfen. Nicht alle Schichten des Schraplauer Muschelkalles führen Versteinerungen, am wenigsten die auf der Grenze zwischen unterem und oberem Muschelkalk, weil damals das Muschelkalkmeer so salzig wurde, daß viele von den Lebensformen, die sonst so zahlreich ihre Spuren hinterlassen haben, ausstarben. Wie reich manche Bildungen des Kalles an versteinerten Meeres-tieren sind, das sagt schon der Name Muschelkalk. Aus diesem Reichtum schöpfte ja auch die huldigende Ruckenburg, als sie ihrem Landesherrn jene einzigartige Gabe einer Versteinerungsplatte darbrachte. Aber auch die Geologen bedienten sich der Muschelschalen, Ammonshörner und der Stielglieder ausgestorbener Tintenfische, um damit ganze Schichten oder Horizonte einheitlich und leicht erkennbar zu benennen: so gibt es Trochitenkalke, Myophorien-Schichten und Terebratula-Zonen, und wenn auch die berühmtesten Fundstellen heute ziemlich erschöpft sind, so findet man doch ohne allzu große Schwierigkeit immer noch im oberen Muschelkalk Abdrücke der lilienförmig geschlossenen, auf langem Stiele sitzenden Saugarme einer Krakenart oder auch einzelne Glieder jenes Hauptstieles, die das Volk wegen ihrer Mädchen- oder Münzform gern Bonifatiuspfennige nennt. Häufiger noch ist das meist bis handtellergroße knotige Ammonshorn (*Ceratites nodosus*); und die in Massen auftretenden, wie die Terebratula z. B. ganze Bänke bildenden, kleineren Muschel- und Schneckenformen erinnern in allem an Arten, die uns zum mindesten von unseren Küsten geläufig sind. Eine, die *Gervillia*, hat sogar wegen ihres Vorkommens in riesigen Mengen den Beinamen „die Gesellige“ erhalten.

Aus alledem ist nun eines zu entnehmen: Kalk ist nicht gleich Kalk, und nicht jeder Kalk eignet sich zur Her-



In den Kalkbrüchen von Schraplau

stellung von Bausteinen, Türpfosten, Fliesen, Schwellen und Trögen. Aber es eignet sich auch nicht jeder Kalk zum Brennen. Der mit den tonigen Zwischenschichten würde weder einen guten Mörtelkalk noch einen solchen zum Düngen abgeben, aber er kann sehr wohl der Zementbereitung dienen. Diese Unterschiedlichkeit hat die Entwicklung der Kalkgewinnung und Kalkverarbeitung im Weidatal ganz und gar beherrscht: bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden nur der feste Schaumkalk, die Baustein- und Krippenbänke gewonnen, und da es nicht anging, den diese Schichten oft in bedeutender Mächtigkeit bedeckenden wertlosen Wellenkalk abzuräumen, so gewann man den festen Kalk in unterirdischen Bauen.

In dieses unterirdische Reich drangen wir nun ein. Wir stiegen in den gleich südlich der alten Burg gelegenen Rubelschen Bruch, der sich bis zum Schützenhause am Esperstedter Weg erstreckt. Es war angenehm kühl in dem tiefen, trockenen Grunde des Bruches. In gewaltigen, stollenartigen Löchern, die je nach der Festigkeit der Decke waagerecht oder spitzbogig gehauen sind, öffneten sich die Tiefen der unterirdischen Brüche. Mächtige Pfeiler sind in regelmäßigen Abständen als Stützen des oft 30 und mehr Meter mächtigen Deckgebirges stehen geblieben, aber wenn wir auf dem rechten Höhenrande des Weidatales gehen würden, würden wir sehen, wie dennoch die Decke in unheimlichen Erdfällen gelegentlich eingebrochen ist. Und das spürt man auch beim Begehen der Baue: sie sind alle gut durchlüftet, aus geheimnisvollen Tiefen kommen starke warme oder kalte Luftströmungen, die ein offenes Licht leicht verlöschen. Der Fuß strauchelt oft über die Trümmer des herausgebrochenen sehr festen und massigen Gesteins; häufig müssen kubikmetergroße Blöcke umgangen werden, die sich von der Decke lösten. Von Stedten bis Esperstedt, und vorzugsweise auf dem östlichen Ufer der Weida, sind diese Brüche seit dem Mittelalter betrieben worden. Alle Bauten Schraplaus, auch die ersten Steinwerke auf der Burg Schraplau, sind aus dem heimischen Muschel-Baukalke errichtet worden, und dieser mußte, da er nur bankweise ansteht, wohl bald auf die Art gewonnen werden, wie man später die wertvollen Fliesen- und Krippensteinschichten ausbeutete.

So ist denn die Steinhauerei des Weidatales allen Reisenden und Beobachtern immer als eine besondere Merkwürdigkeit dieser Landschaft erschienen. Man verknüpfte zwar mit ihr gemeinhin den Namen Esperstedt, während heute, wo nur noch Brennkalk gewonnen wird, Schraplau allein der Sitz dieses Gewerbes ist. Herr v. Rohr schrieb 1748: „Ein großer Teil der Nahrung des Städtchens Schraplau besteht in Stein hauen. Die hiesigen Steinmehnen wissen diese Sandsteine (R. meinte damit die Mehlbäße) oder wilden Marmorsteine so zu polieren und glatt als einen Spiegel zu machen, daß man Scheermesser darauf schleifen kann. Aus selbigem werden her-

nach Leichensteine, Pyramiden, Fenster- und Türen-Stücken, Stufen zu Treppen, Reibsteine vor die Maler, Sonnenuhren und Platten, um die Säle mit auszupflastern und anderes dergleichen fabriciert und in Leipzig und Halle abgesetzt.“ Wenige Jahre zuvor hatte Dr. Johann Jockusch die Esperstedter Gegend bereist, als er Eindrücke für seine „Naturhistorie der Grafschaft Mansfeld“ sammelte. Ihm fiel besonders die Herstellung der „viereckigten Platten, großer Herren Säle damit zu belegen, davon weit und breit verführet werden“ auf und er bezeichnete als die besten Steine die von gelber und blauer Farbe, die zwar zart im Korne, aber sehr fest waren und sich vornehmlich im „wilden Marmelbruche“ zwischen Esperstedt und Schraplau — an der Strohmühle — fanden. Hier, in dieser „rechten Schafskammer vortrefflicher Naturalien“ führte ihn der „berühmte wohlerfahrene Steinarbeiter Meister George Eilefeld“ herum.

Friedrich der Große, als Oberlehns Herr dieses Teiles der Grafschaft Mansfeld und mehr als nur mittelbar auf ihre wirtschaftliche Entwicklung und die Besserung der Landeswohlfahrt bedacht, hat auch den Esperstedt-Schraplauischen Fliesenbrüchen, die ja im Bereiche der Oberamtsverwaltung lagen, seine ernstliche Förderung angezeihen lassen, insbesondere um der schwedischen und braunschweigischen (Wölpke!) Einfuhr von Fliesen und Platten zu begegnen. Es war der erfolgreiche Wettbewerb der Esperstedter Steine in erster Linie eine Preisfrage. In dieser Hinsicht stand das Weidatal als Erzeugungstätte nicht eben günstig da. Die Möglichkeit der Wasserverfrachtung war erst von Halle ab gegeben, der starke Abfall eine Belastung der Herstellungskosten; man mußte eine Schneide-, Schleif- und Poliermühle bauen, um den Lohnanteil, der ohnehin bei der sprichwörtlichen Bescheidenheit der Steinhauer nicht hoch war, herabzudrücken. Es sind solche Versuche angestellt worden, und im Jahre 1756, unmittelbar vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges glaubte man so weit zu sein, man verbot die Einfuhr der schwedischen Steine und machte die Öffentlichkeit von Berlin, Magdeburg und Halle auf die Schraplauer Stein-

fliesen durch Anzeigen in den Intelligenzblättern aufmerksam. Leider hat sich der Aufwand von vieler Mühe und gutem Willen auf allen Seiten nicht mehr gelohnt; der Krieg erstickte die hoffnungsvollen Anfänge im Keime: der Absatz stockte völlig, die Steinmehlen zerstreuten sich, die Gewinnung geeigneter Bänke wurde angeblich immer unsicherer, die billige Verfrachtung der Fliesen immer noch eine ungelöste Aufgabe, vier Brüche waren wegen des Ausgehens guter Steine bereits stillgelegt — so schlummerte der einst hochentwickelte Gewerbesleiß ein, und man fuhr höchstens fort, einfache Bausteine zu gewinnen, solange der Wettbewerb der Ziegelbrennerei in Stedten dies zuließ. Die Brüche verödeten langsam, aber schon zeigten sich die Ansätze eines neuen Aufstiegs. Nicht erst Sebastian Brandt ist es gewesen, der die Kalkbrennerei im Weidatal „erfand“. Schon v. Rohr wußte von dem Brennen des Kalkes mittels Braunkohle zu erzählen, doch scheint dieses Verfahren trotz der Eröffnung der Kohlengruben in Stedten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Weidatal keine Anwendung gefunden zu haben. Das Verdienst, die Kalkbrennerei zu einem blühenden Gewerbe erhoben zu haben, gebührt ganz und gar dem Mansfelder Ziegelmeister Sebastian Brandt, der den Versuch des Kalkbrennens mittels Braunkohle ohne Vorkenntnisse ganz für sich durchführte und, als er glückte, kurz entschlossen im Jahre 1863 nach Schraplau übersiedelte, am Wege nach Oberröblingen ein Haus und einen Berg kaufte, einen Kalkofen errichtete, guten Absatz, reichen Gewinn und eine ganze Reihe Nachahmer fand. Nun wuchsen rings um Schraplau die Schloten der Kalköfen in die Höhe, in den Brüchen klangen wieder die Hämmer und hallten die Sprengschüsse, bald rauchten die Schloten, und Kalk- und Kohlenfuhrwerke knarrten über die Straßen oder mahlten sich durch oft grundlose Wege. Mörtel- und Düngekalk wurde hergestellt, und die Sache ging erst recht gut, als der erste Eisenbahnzug durch das Tal fuhr; durch die Kalkbrennerei wurde diese Kleinbahn, was man sonst von ihresgleichen nicht immer sagen kann, bis zum Weltkrieg eine der am besten sich lohnenden Schienenwege.

Aber wie das so ist, wenn viele kleine Betriebe des gleichen Herstellungszweiges auf einen Haufen gedrängt sind: der gesunde Wettbewerb schlug in sein Gegenteil um, Preisdrückerei schädigte am meisten die Wettbewerber selbst, lähmte die Lust an Verbesserungen und damit an wahrer Verbilligung des Betriebes, bis das Arterner Bankhaus Bächner (Arterner Bankverein) die Anregung zum Zusammenschluß gab, die Kalkbrennereien von Stecher, Roskowsky, Hauke, Prinz, Hoffmann und Schrader im Jahre 1909 ankaufte, in einem neuzeitlich eingerichteten Kalkwerke auch betrieblich — wenigstens nach und nach — vereinigte und die „Schraplauer Kalkwerke Aktien-Gesellschaft“ gründete, die unter ihren Leitern Schrader, Strässer, Heußinger und Breunig zwar gute und schlechte Jahre erlebte, aber sich technisch außerordentlich entwickelte und schließlich einen viel höheren Absatz erzielte, als die vielen kleinen Kalköfen, deren Trümmer überall in den verlassenen Brüchen und an den Wegen um Schraplau traurig und unkrautüberwachsen ihrem Zerfall entgegenträumen. Die Aktie der Schraplauer Kalkwerke war zwar in der Zeit des Währungsverfalls das begehrteste Börsenpapier des kleinen Handlungsgehilfen, aber das tat den Werken im Grunde keinen Abbruch; sie waren, als wir sie sahen, mehr als je beschäftigt; weißer Kalkstaub und leichter Ofenrauch stiegen in zarten Wirbeln in die blaue Luft, emsig schürften die Bagger in schwindelnder Höhe über dem Abgrund das lehmige Deckgebirge hinweg und überall ratterten die Bohrer; man pflegt hier gleich ganze Wände vom Bruche abzuschleßen, um so den Rohstoff für einen längeren Betriebsabschnitt zu gewinnen.

Geblendet vom hellen Himmelslicht traten wir aus der phantastischen Unter- und Urwelt ins Freie. Nicht immer und nicht überall genießt man einen so überraschenden Einblick in den vielschichtigen Muskelbau der Erde, die sich hier freilich nicht als das erstarrte Durcheinander vulkanischer Gesteine, sondern als der rauschende Zusammenklang der Waagerechten, der Tausende und Abertausende von Schichtklüften im einstigen Meeresboden darstellt. Auf dem Wege nach Esperstedt warteten wir durch

knöcheltiefen Kalkstaub, der alles Grün am Straßenrande, selbst die unreifen Pflaumen an den Bäumen mit einer weißlichen Hülle bedeckt hatte. Aber je mehr wir uns dem zwischen schönen Baumgruppen versteckten Esperstedt näherten, um so grüner und frischer wurde auch das Tal; zur Rechten blickten wir in den von Busch und Wiese lieblich eingefassten Ausgang des Weißschker-Grundes, dann kamen die malerischen Gehöfte der Stroh- und der Esperstedter Untermühle, wir schritten an dem Esperstedter Gruppenwasserwerk vorüber, das aus den reichen Quellschichten das Wasser bis in den Saalkreis hinein liefert, und dann standen wir auch schon in dem freundlichen Bauerndorf Esperstedt. Es war Spätnachmittag; von den Wiesen kamen die ersten erfrischenden Dünste, vielleicht mochte es auch nur die Wirkung der Obsthaine an den Hängen und des Gebüsches am Weidalauf sein, die wir nach dem Aufenthalt auf den sonnenüberglühnten Höhen von Schraplau so angenehm empfanden.

Daß Esperstedt (älteste Form: Osperestaf), die Wohnstätte des Ospero, des Götterbären oder des Glanzbebers sei, wie Größler den Namen der sehr alten Siedlung deutete, das ist aus dem Sprachlichen wohl abzuleiten, aber die Esper- oder Osperstätte, das Dorf bei den Pappeln des Weidagrundes ist es noch heute. Das Tal erweitert sich hier ein wenig, und auch die angrenzenden Höhenfluren, insbesondere die westlich über dem Tale liegenden sind ohne allzu große Schwierigkeiten zu erreichen. Darum mögen dort, wo heute die beiden Dörfer Ober- und Unteresperstedt liegen, schon frühzeitig eine ganze Reihe von Siedlungen bestanden haben; denn zahlreiche Bodensfunde, vor allem auf dem Steinfelde bei Oberesperstedt kündeten eine lang zurückreichende und ununterbrochene Besiedlung des Tales, das hier ähnlich vorteilhafte Niederlassungsbedingungen seinen ersten Bewohnern gewährte wie der Grund des Würdenbaches bei Teutschental. Es hängen die Siedlungen und Gräberfelder auf dem Hochacker des Steinsberges, der seinen Namen nach der großen Zahl von Steingräbern erhielt, mit den Funden im nahen Kuckenburg zusammen; sie er-

strecken sich über die jüngere Steinzeit bis in die frühe Bronzezeit. Das meiste ist freilich schon vor Jahrhunderten dem Pfluge zum Opfer gefallen.

Unteresperstedt war von jeher die bedeutendere Siedlung, sie ist es auch heute noch. Sie war die frühe Bauernniederlassung, führt auch eines der häufigsten Wahrzeichen, die Dorflinde, in ihrem Siegel und zählt die meisten Bauern. Oberesperstedt kann man sich recht gut als eine Erweiterung, als einen Ausbau des Unterdorfes nach Südwesten zu vorstellen, an dem Saumpfad gelegen, der durch das Tal und den ehemals sehr viel ausgedehnteren Grenzwald Hagen, nach der Kuckenburg und nach Quersfurt führte. Die Tanne im Dorfsiegel Oberesperstedts deutet sicher die Wald- oder Rodungsiedlung an, die wegen der Nähe eines bestehenden Dorfes nicht besonders benannt ist. Die politische Trennung beider Ortschaften, die bis dahin immer als eine erscheinen, geschah überhaupt erst am 6. November 1356; damals schlichtete der erwählte Bischof Albrecht von Halberstadt, ein Mansfelder Graf übrigens, den Streit zwischen den „geburen von Esperstede uz dem oberen dorf mit den geburen uz dem nederen dorf“ und schied die Gemeinde auf immer in zwei Teile mit ihren eigenen Schulzen und Schöppen, Hutungen, Triften und Feldgrenzen. Dabei lagen sie, wie Biering erzählt, doch so hart aneinander, „daß man zwischen beiden nicht einmal durchgehen kann“. Kirche, Pfarre, Schule, Back- und Brauhaus aber lagen alle im Unterdorfe, das im 18. Jhd. mit seinen 54 Feuerstellen, 9 Halbspännern, 33 Kossaten, im ganzen 189 Seelen und 1900 Morgen Dorfflur das Oberdorf mit 30 Feuerstätten, 4 Halbspännern auf rd. 900 Morgen Acker und seinen 261 Einwohnern weit in den Schatten stellte.

Auch die Kapelle Oberesperstedts kann weder frühzeitig erbaut noch lange bestanden haben. Urkundlich wird sie überhaupt nicht erwähnt, aber der Klausanger hart westlich über dem Oberdorfe erinnert an das Kapellchen, daß wahrscheinlich nach der Dorfteilung von 1356 entstand und vollends verschwand, als im Jahre 1612 die „sehr enge“, alte romanische Peterskirche, übrigens die

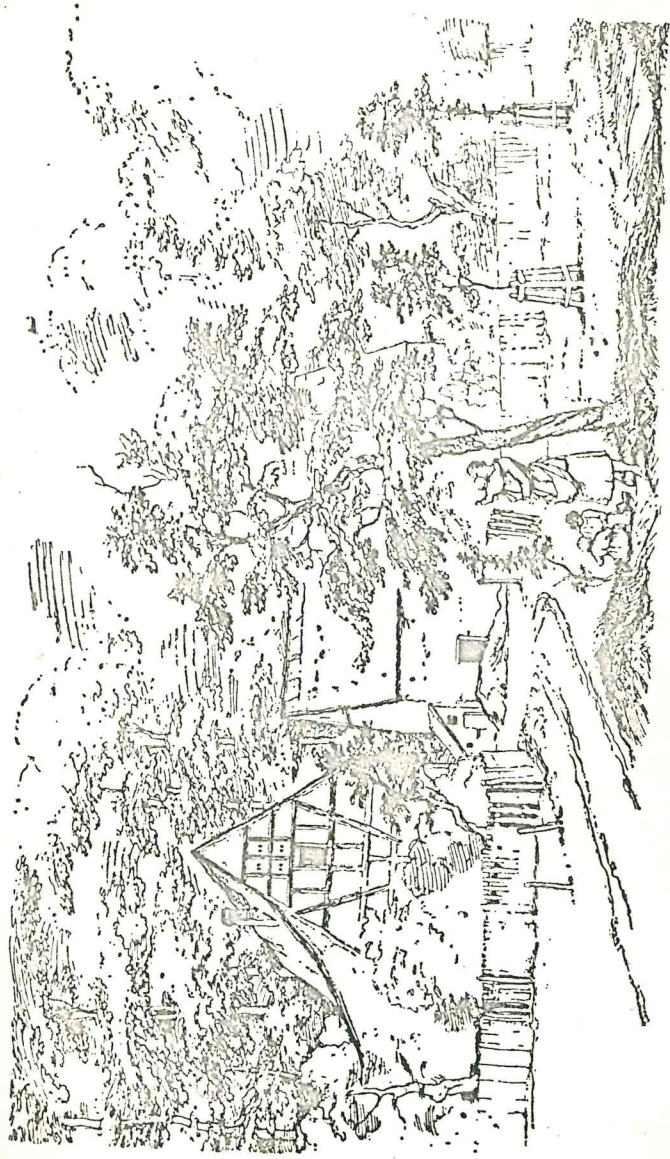
Mutterkirche von Asendorf, zu Zeifen des Grafen David von Mansfeld und des Pastors Heinrich Sylburg aus Frankenberg in Hessen erneuert und erweitert wurde. Noch lange mußte der Besitzer des Klausplanes an die Kirche einen Zins zahlen, allein das „sehr arme“ Gotteshaus wurde dadurch nicht wohlhabender, und diese Armut sieht man ihm noch heute an. Man ließ es so baufällig werden, daß eines Tages die gesamte westliche Turmwand neu aufgemauert werden mußte. Aber es hat trotz aller Not sein Dorfkirchenwesen recht gut gewahrt und es liegt recht fraulich ein wenig hoch über dem sauberen Dorf zwischen den Bergen, die einstmals Neben frugen. Der leicht zu beschaffende Baustein für die Bergstufen, der milde Himmelsstrich, die schiefrige Beschaffenheit des Untergrundes, die tiefen, in den Berg gehauenen Keller, das lockte zur Rebkultur, an die heute kaum noch ein verwilderter Stock erinnert.

Aber die Geschichte des Dorfes, das zur Herrschaft Schraplau gehörte, ist nicht viel zu sagen. Das Hochstift Merseburg genoß Zinsen und andere Einkünfte von sechs Höfen, Helsta 1 Lot Silber von einem Hofe als Geschenk Graf Gebhardts (1376); dem Kloster Rode gehörten aus dem reichen Besitz der Burggrafen zu Magdeburg quersfurtischen Stammes drei Höfe und ein Weidicht an der Weida. Der Erzbischof Burchard überwies 1322 dem Kloster Kaltenborn neben Gütern in Wanzleben und Marktreveningen das Eigentum an zwei Hufen im Esperstedtschen Felde, die vordem Thilo Simmecke zu Lehen gehabt hatte. Brände haben dem Dorfe nicht so zugesetzt, wie so vielen anderen in der Grafschaft: am 23. Mai 1631, am 27. Mai 1671 brännte es in der Untermühle, und am 2. Dezember 1769 im Unterdorfe, dort, wo der Weg zur Untermühle führt; dreizehn Rossätenhäuser und neun kleine Scheunen fielen der Flamme zum Raube. Aber die Pest brach 1681 fürchterlich ein: 184 Menschen starben. Der Gottesdienst wurde, da alles die Berührung im kleinen Kirchenraume fürchtete, auf dem Berge nach Schaffee zu abgehalten; dort war ein steinerner Altar aufgerichtet worden wie in uralten Zeifen. Unter den Geist-

lichen des Ortes müssen wir eines Mannes gedenken, weil wir ihm, wenigstens mittelbar, zu Danke verpflichtet sind: das ist Friedrich Othmar Biering, der von 1730 bis 1750 Pastor zu Esperstedt und Alsdorf war und sich in seinen Mußestunden mit landesgeschichtlichen Forschungen beschäftigte. Ein guter Geistlicher scheint er nicht gewesen zu sein. Er war, wie der Amtmann Virna zu Schraplau sagte, „ein Mann, der alle Bosheit übersieht und content ist, wenn er zu Hause bey seinen alten Historien-Büchern sitzen und wohl leben kann, daher sich auch seine Gemeinden wegen seiner zum Theil lächerlichen Predigten bey dem Consistorio beschweret und um einen Substitutum angehalten haben“. Aber er gab 1751 eine Karte der Grafschaft Mansfeld heraus, die von bedeutendem Quellenwert ist, weil sie sich auf eigene Anschauung stützt; wichtiger noch waren seine umfassenden Studien zur Geschichte der Grafschaft, die dann sein Bruder Johann Albert Biering in drei großen Werken verwertete, die seinem Namen einen dauernden Ruhm als Erforscher der Geschichte Mansfelds verliehen haben: der „Clerus Mansfeldicus“ (1742), eines der besten Quellenwerke zur Religionsgeschichte Mansfelds, das in dem trefflichen mit ortskundlichen handschriftlichen Eintragungen versehenen Stück der hallischen Marienbibliothek auch uns ein oft bemühter Ratgeber war, sodann die Beschreibung des Mansfeldischen Bergwerks (1734) und die leider nicht gedruckte, in vier Bänden vorliegende Topographie der Grafschaft Mansfeld. Die beiden Bierings waren übrigens Mansfelder Kinder aus Alsdorf und Ihlewitz, allwo ihr „lieber Vater“, wie Johann Albert im „Clerus“ schreibt, von 1673—1679 bzw. von 1679—1696 Pfarrer war. Der alte Johann Biering aber stammte aus Eisleben; in der ganzen Familie war altmansfeldische Überlieferung lebendig; die Söhne wußten noch, daß ihr Urgroßvater als kleiner Knabe die Leiche Luthers in Eisleben begleitet hatte, wofür er „einen neuen gräßlich Mansfeldischen Groschen bekommen“. Sie waren in der Grafschaft zu Hause wie wenige, sie kannten das Herz des Landes, die Grunddörfer, das saalische Mansfeld und

das hessgauiſche aus eigener Sehfähigkeit; in Eisleb ward dem jungen Kandidaten Johann Albert die reichhaltige Bibliothek des Oberaufsehers v. Bose zugänglich gemacht, aber er suchte jeden Ort persönlich auf, der der „Clerus Mansfeldicus“ ist ja auch aus den Kirchbüchern sämtlicher Mansfeldischer Pfarreiengezoge Friedrich Othmar Biering starb am 22. Juni 1760 i Alter von 77 Jahren 4 Monaten und 6 Tagen. —

Es dunkelte schon, als wir nach einem Blick in die schöne alte Gehöft der Esperstedter Obermühle die Wandlung des Tages noch mit einem geruhſamen Abendspaziergang beschloſſen; denn das Stück des Weidatales von Esperstedt bis Kudenburg ist landschaftlich wohl das schönste. Zur Linken erſcheint bald der dicke Laubwald des Hagens, rechts begleiteten Obſthänge und aufgelassenen Weinberge unſern Weg. Den im Jahre 1891 unternommenen Verſuch, die Wingerte neu zu beſtocken, hat man längſt wieder aufgegeben. Es war ganz ſtill geworden nur irgendwo, an einem flacheren Hange, rauschte noch eine Senſe durchs Korn. Im Hagen, der früher noch weiter nach Oſten reichte, war das Laubgewölbe der Buchen und Eichen ſo dicht geſchloſſen, daß die heitere Schar der lichtliebenden Frühlingsblüher ſchon längſt wieder verſchwunden war. In jener Jahreszeit iſt der Hagenwald ein ganz beſonders schöner Schmuck der ganzen Gegend, mit dem nur das Lohholz bei Schaffers wetteifern kann. Das weiße und das gelbe Buſchwindröschen, die Holzkäſterle, wie ſie in Franken ſagen, das reizende blaue Leberblümchen, dann von Mitte April ab der Lerchenſporn oder Hohlwurz oder das Kakgänſchen auf Anhaltiſch, etwas ſpäter der auch in der Dölauer Heide vorkommende Goldſtern, blühen auf dem Waldboden, ſolange die Sonne noch kräftig und ungehindert wirken kann. Auch blühende Sträucher aller Art ſind im Hagen heimisch, ſelbſtverſtändlich der Haſelſtrauch, dann die beiden Viburnum-Arten: Schwindelbeerbaum und Schneeball. Später treten die Schatten- und Halbschattenliebenden in ihr Recht; das ſind die Koſtbaren und Geſchützten (wie der ganze Hagen ein Naturschutzpark ſein



Die Sagenmühle bei Esperstedt

solte!), die auch in den einsamen Buchenwaldgründen des Hornburger Sattels wachsen: die Türkenbundlilie und der Aronstab, dessen zinnoberrote Beeren im September dem Pflanzenunkundigen ein Rätsel aufgeben, während die blühende Pflanze jedem, der nur den Namen kennt, eben deshalb sofort erkennbar wird. Auf den dürren Triften am Rande des Hagens erscheint dann die stengellose Eberwurz mit ihren silberhellen Blütensternen, und die anderen Durstkünstler, die als Überbleibsel der sonst nicht mehr erkennbaren Steppenflora auf unseren trockenen Hügeln und Bergwiesen heimisch geblieben sind.

Das letzte Bild dieses Tages bedeutete für uns zwar nicht mehr die liebliche Überraschung wie vor einigen Jahren, als wir an einem schönen Sommertage, da die Grillen vor Hitze wie irrsinnig in der Treibhausluft ihrer Gras- und Wiesenschungeln geigten, zum ersten Male vor der Hagenmühle standen. Wir sind zwar alle sehr empfänglich für den Zauber alter, in Waldesgründen oder in Wiesengebüschen verborgener Wassermühlen, und die poetische Stimmung, die sie umgibt, ist mehr als nur ein romantisches Gefändel. Alles, was wir an unserer deutschen Heimat lieben, scheinen die Wassermühlen in sich zu vereinen. Das Bild der Hagenmühle, das krauliche Gehöft am Fuße des bewaldeten Hanges, der Obstanger, die Wiese mit den Kühen, die spielenden Kinder im Grase, der Streifen Feld nahebei, die völlige Abgeschlossenheit, da das Tal hier eine Biegung macht, die freundlichen alten Müllersleute, die uns mit köstlicher Milch bewirteten und uns nach kurzer Bekanntschaft nicht nur in das bestäubte Mühlwerk, sondern auch in all die niedrigen Stuben und heimlichen Winkel ihrer altersgrauen Waldmühle führten, die erquickende Raft am Mühlstein-Tisch im Grasgarten, umgeben von dem Hausgeflügel der kleinen Wirtschaft, in der wie einst im Kasten Noa von jeder Art ein Pärlein vorhanden zu sein schien — diese Erinnerung hat uns lange nicht verlassen und wird uns auch nimmer verlassen. Ein Bild Ludwig Richters schien lebendig geworden zu sein, ja es war zu unwahrscheinlich lebendig, als daß es lange hätte von Bestand

sein können. Im Vorjahre schien alles noch beim alten, aber das war nur äußerlich; als wir wieder um ein Glas Milch baten, starrte uns eine halbbloße Dirne verständnislos an, bis sie endlich herausbrachte: „Mr haben käine Kuh mieh.“ Das alte Müllerpaar war zu seinen Kindern gezogen; die neuen Bewohner hausten eben nur in dem zerfallenen Gebäude. Das Mühlrad war längst zu Brennholz zerkleinert. Der Maler beeilte sich, im Bilde zu reffen, was zu reffen war; er beschönigte nichts, aber der Zauber war nun nur noch auf dem Bilde. Wir kamen in diesem Sommer noch öfter vorüber; da war zuerst der malerische Umbau des Wohnhauses verschwunden, und das nächste Mal — wir trauten unsern Augen kaum — waren vom geräumigen Stall- und Scheunengebäude nur noch die nackten Lehmwände übrig.

Die Hagenmühle, die auf den alten Karten auch die Ölmühle heißt und vor Zeiten auch einen Walk-Gang enthielt, war eine von den 26 Mühlen, die die Weida, die im strengen erdkundlichen Sinne der Unterlauf des im Loderslebener oder Ziegelrodaer Forst entspringenden Quernebaches ist, auf ihrem sechs Stunden langen Laufe trieb. Bis fast in unsere Zeit waren sie alle noch in vollem Gange; keine ließ vor der Schwelle des 19. Jhdts. ihre Räder stille stehen. Heute ist von ihnen nicht die Hälfte mehr als Mühlen im Betriebe und kaum eine größere Zahl pflegt noch die Ackerwirtschaft in dem stattlichen Umfange, wie es die alten Müllergeschlechter taten. Nicht immer waren es die Gleichgültigkeit und der Drang nach leichterem Erwerbe, die Sucht nach der großen Stadt, die die Mühlen veröden ließen; aber es war auch nicht allein der oft drückende Wettbewerb des fabrikmäßig betriebenen Mühlengewerbes. Lassen wir die romantischen Empfindungen und die nüchternen wirtschaftlichen Erörterungen einmal beiseite: diese 26 Mühlen waren Heimaten, in deren Boden ebensoviele kräftige Geschlechter heranwuchsen und eine beständige Gesinnung und einen schönen Berufsstolz auf Kinder und Kindeskinde vererbten. Die schlichte Schönheit und der tiefe Sinn eines heimatverwurzelten Lebens ward hier offen-

bar, und es bedeutete keine müßige dichterische Ver-
rung eines nützlichen Gewerbes, als der alte Präz
Christian Weise am Augusteum zu Weisensfels einst
folgenden Hauspruch für eine Mühle verfaßte:
Mein Freund, was schaustu mich gar so verächtlich an
Hier ist manch kluges Bild, das andre lehren kan.
Die Fluthen, die wir sehen, verrauschen und verschwin
So läßt sich unsere Zeit auch niemals wiederfinden.
Die Räder gehen herumb und wechseln ihren Standt.
So wird des Menschen Glück auch offtmals umbgewar
Der Mühlstein zehrt sich ab, und niemand kan es merc
Drumb geh' und spiegle dich an solchen Wasser-Werck



Quellennachweise und Zusätze

Abkürzungen: HZ = Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde; NM = Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen; ThSZ = Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst; MBl = Mansfelder Blätter. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld; MVE = Mitteilungen des Sächsisch-Thüringischen Vereins für Erdkunde; MUB = Krühne, Urkundenbuch der Mansfelder Klöster; RAM = Regesta Archiepiscopatus Magdeburgensis; MSH = Mansfelder Heimatkalender; MSHde = Mansfelder Heimatkunde. Herausgegeben von der Vereinigung für Heimatforschung im Mansfelder Land; MSHVl = Mansfelder Heimatblätter. Beilage zum Eisleber Tageblatt; WS = Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Seekreises; MMc = Mein Mansfelder Land. Beilage zur Eisleber Zeitung; JZ = Zeitschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder; FuL = Forschung und Leben. Heimatblätter des Schönburgbundes; QJZ = Quersfurter Jahrbuch; QSVl = Quersfurter Heimatblätter; Dr = Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises; Sp I = Spangenberg, Mansfeldische Chronika 1. Teil; Sp IV/3 = Spangenberg, Mansfeldische Chronika 3. Buch des 4. Teiles; Sp IV/1 = Dieselbe 1. Buch des 4. Teiles; Sp III/3 = Dieselbe 3. Buch des 3. Teiles; MGBl = Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg; HKS = Heimatkalender für Halle u. d. Saalkreis.

Die vorgelegten Zahlen bezeichnen die Seiten.

I. Im Tale des Würdenbaches.

1. Neuf, Wie Hans v. Volkmann die Landschaft um Halle sah (HKS 1933, 64). — Die „Sommerschwüle im Felde“ ist abgebildet im HKS 1932, 17.
2. Aber das Lintholz: Schulze-Galléra, Wanderungen durch den Saalkreis I, 108 f.; ders., Die hallische Heide einst und jetzt (Halle 1933). — Jorgeswald: Entweder kassub. jaruku = Sarg, was zu der Gestalt des Berges passen würde, oder slav. jagorje, böhm. und oberlaus. jahort = jenseits des Berges, über dem Berge, also Wald jen-

IV. Wanderung.

334. Der Zwölfhügelberg heißt auf älteren Karten immer „Dreihügelberg“. — Der Name Ziolo ist 1820 belegt; ältere Formen sind noch nicht aufgefunden. Schmeißer (MJKde [1926], 1, Nr. 1, 16) deutet auf Ziuswald.
335. Mon. Germ. Scriptorum X, 142; HZ 12 (1879), 400. — Die Dorfgeschichte Alberstedts schrieb Lehrer Schmeißer im Sonntagsgast, Beilage zur Eisleber Zeitung (Jhg. 1922, Nr. 38—43, 45; 1924: 1, 3, 4, 7—13, 15, 16, 18—20, 23—27, 30). Eine fleißige und dankenswerte Arbeit, aber in der Deutung der Flurnamen und für die Geschichte der älteren Zeit mit Vorsicht zu benutzen.
336. Helstaer Besitz in Alberstedt: NM 6 (1843) S. 1, 130.
337. Alberstedt hatte nur zwei Freihöfe (Viering Top. III, 633).
338. Älteste Alberstedter Glocke: WGS 3 f.; HZ 11 (1878), 37 f.; Größler sah das merkwürdige mittlere Zeichen für eine Rembrust an. — Vgl. auch MJK 1923, 71; MJK 1935, 55 (Kuhke). — Der jüngst verstorbene Professor Hans Habne hat sich vergeblich bemüht, eine Deutung zu finden. Ein Ungenannter erklärt die Zeichen folgendermaßen: Gott schütze uns in Krieg und Frieden jetzt und immerdar bis in alle Ewigkeit.
341. HZ 16 (1883), 105 f. Vgl. auch: sein Schäfchen ins Trockene bringen (von scafa = kleines Boot).
342. Viering, Top. III, 632; am 23. 4. 1678 ist Schaffee von dem Herrn Grafen von Mansfeld an den Generalleutnant Caspar von Lethmate auf Brachwitz für 11 256 Taler verkauft worden.
343. Größler, Die Binnengrenzen der Gaue Friesensfeld und Hasspegau (HZ 9 [1876], 51—109). — Größler hat übrigens nachzuweisen versucht, daß Hornburg mit seiner Flur, das ja heute zum Mansfelder Seekreise gehört, in den Zeiten der alten Gauverfassung zum Friesensfelde gerechnet worden sei.
345. Das Ruckenburg-Kirchlein wurde 1901 erneuert.
346. Vgl. ThSZ 16 (1927), 227 (Geppert, Die Burgen und Städte bei Thietmar von Merseburg). Die Deutung der Ruckenburg-Stelle bei Thietmar (V, 6) ist umstritten. Vgl. Jahrbücher d. Deutschen Reichs unter Heinrich II., Bd. 1, 206. — Größler, Die Grenzen des Burgwardbezirks Ruckenburg (HZ 9 [1876], 102 ff.). — Brommerode: siehe Anm. 105.
347. Ruckenburg: NM 14 (1875—78), 272; HVB 83 (Nr. 86); MVB an den dort angegebenen zahlreichen Stellen. — Ferner HZ 7 (1874), 159 (Größler).
350. Seite 37 der Urausgabe, die 1654 zu Halle erschien. Einen Neudruck des Caspar Schneiderschen Buches besorgte der um die quersfurter und die mitteldeutsche Heimatgeschichte so hoch verdiente H. G. Voigt.

351. Neubefiedlung Ruckenburgs: *MJKde* 1 (1936) S. 3, 30.
354. Ruckenburger Funde: *JW* 3 (1904), 33 (Foertsch).
355. Aufgrabung des Silberhügels: *MM* 2 (1835) S. 1, 139; *MWll* 20 (1906), 236.
358. Gelände der „Alten Burg“ als früherer Bestandteil der Stedtener Flur: *MWll* 1927, 124 ff. (Lafsch).
359. Wunderburg: *SJ* 11 (1878), 209 ff.; *MVE* 17 (1893), 96 ff. (Größler). Auch Kreisfeld im Eislebischen Grunde besaß früher eine Wunderburg. Sie lag auf dem Hügel westlich vom Katharinenholz über dem Dorfe. — Aber ein 1858 auf dem Wachhügel ausgegrabenes Steinkistengrab vgl. *MWll* 16 (1902), 214. Pastor Könnicke bemerkt hierzu: „Seine Steinplatten aus rotem Sandstein, Kalk, Knollenstein und Porphyrr waren an verschiedenen Orten und zum Teil in ziemlicher Entfernung gebrochen. Möglicherweise war es Brauch, daß verwandte und befreundete Familien die Platten zum Begräbnis mitbrachten.“ — Vgl. auch *Mülverstedt* in: *SJ* 1 (1868), 49: „Stedten — S. Georgii.“ — Stedtener „dotales“: *MWll* 33 (1933), 116; ebenda 16 (1902), 79.
360. Ein hübsches Bild der Stedtener Kirche bringt auch der *MJK* 1931, 13. — Stedtener Schnitaltar: *LhS* 16 (1927), 50 f. (Meinhof). — Aber die alten im Weltkrieg eingeschmolzenen Glocken: *SJ* 11 (1878), 26 ff.
364. A. Riebeck'sche Montanwerke. Die Geschichte einer mitteldeutschen Bergwerksgesellschaft. München 1933. S. 26 ff.
365. Das Gedicht findet sich in: *MVE* 29 (1905), 79 f.
366. Näheres über D. S. Büttner bei Voigt-Webel, *Sift. Denkm.* 276. — Ciliar Gröbel: *MWll* 16 (1902), 77.
367. Winkler, Sagen des Mansfelder Landes 257, spricht irrtümlich von einem Braunkohlensandstein. Es ist ein gewachsener Kalkfelsen, zur Oberbeke gehörig. Früher sammelten sich hier um Mitternacht die Hoken zum gemeinsamen Marsch nach Halle. Die Stedtener nennen ihn Opferstein.
368. Aber den Namen Schraplau: *SJ* 8 (1874), 122; 16 (1883), 114; *WDS* 346 (scraeva = Mäusebussard, auch Habicht).
369. Alte Burg: *SJ* 11 (1878), 121 f.
370. Puttrich, Mittelalterliche Baudenkmäler in der Provinz Sachsen, Bd. 1 (Leipzig 1836—43), 17 u. Tafel 8.
372. Der noch sichtbare Teil des sonst zugeschütteten Schloßgrabens heißt die Wolfschlucht.
375. Zur Abstammungsfrage der Edelherrn von Schraplau: Ledebur: Die Grafen von Falkenstein, 84. — Ludewig, *Rel. Manusc.* XI, 595, 598. — Sehr wahrscheinlich ist auch der zweite Gemahl der Paulina, der Gründerin des Klosters Paulinzella, Ulrich, ein Schraplauer Edler, und zwar der Bruder Thiemoz von Schraplau. Den Nachweis dafür hat fast vollgültig geführt Paul Mißschke in seinem

- Buche: „Sigebotos Vita Paulinae“ (Thüringisch-Sächs. Geschichtsbibliothek 1. Gotha 1889), 257 ff.
377. Hierzu: Heine, Die alte Herrschaft Quersfurt (NM 14 [1875], 157 f.); Holstein, Die Burggrafen von Magdeburg aus dem Hause Quersfurt (MÖBl 6 [1871], 33–37); jedoch Vorsicht bei der Verwirrung auf S. 79, die auf der beigegebenen Stammtafel richtig gestellt ist.
379. HJ 5 (1872), 164 (v. Arnstedt). Nach v. Arnstedt ist Erzbischof Burchardt ein Enkel Burchardts I. von Schraplau (a. a. O. 157 ff.). Ferner MÖBl 6 (1871), 459 ff. und 7 (1872) (v. Arnstedt). — Burchardt Lappe: Schulze-Galléra, Geschichte der Stadt Halle. Das mittelalterliche Halle I, 16. Über Bischof Gebhardt aus dem Hause Schraplau vgl. Felix Burkhardt: Schraplau. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Herrschaft Schraplau (Eisleber 1935), 21. B. sagt auf S. 23 ff. auch Näheres über den geschichtlichen Ausgang der Herren von Schraplau.
380. Die ausführliche Schilderung seines Schicksals bei Schulze-Galléra, a. a. O. 34. Ferner der klare Aussatz von Karl Heine: Burchard von Schraplau, genannt der „Lappe“, Erzbischof von Magdeburg 1307–1325. — König, Spicil. Secul. I, 533. Sp III/3, 69 berichtet: „Nachdem die Edlen Herren zu Schraplau durch ihres Bruders und Weikers Erzbischof Burchards unzeitiges, unbilliges Fürnehmen und unruhiges Leben, darinnen sie ihn aus Unwissenheit befördert und allerlei Fürstreckung getan, in große Schulden und Bürgschaften geraten: haben sie aus hochdringender Not bei den Juden Geld aufnehmen müssen. Und sind also neun Juden 253 Schock Groschen, darzu 27 Mark [Silber] schuldig worden. Darneben die Juden sie mit dem Wucher dermaßen ausgefogen und darzu so hart auf sie getrungen und einen Wucher auf den ander geschlagen, daß sich Erbe Burchhart zu Mansfeldt in die Sache schlagen müssen usw.“
381. Dr II, 792 f. „Kalkresen“ heißt noch heute eine Flur im südlichen Winkel der Dobiser Flur bei Wettin. — Über das Schraplauische Lehen, seine Lage, seinen Umfang und seine späteren Schicksale: Schulze-Galléra, Die Burg Wettin, ihre Baugeschichte und ihre Bewohner (Halle 1926), 19; ders., Die Burg Wettin und die Wettiner (Halle 1912), 47.
382. Näheres bei Leers, Mansfeldische Erbteilungen im 15. Jhdt. (MBl 25 [1911], 17–40). — Später gehörte der ganze Flecken Schraplau zum Oberamte.
383. Kronenberg, Der Hofstaat des Grafen Christoph (in: Mansfelder Sippenkunde — Beilage zum Eisleber Tageblatt — 1. Folge Nr. 2 vom 21. Dez. 1933).
385. Hermann Hof, Der Sterbedukaten des Grafen Johann Georg III. (MJA 1927, 62 f.).

386. F. Burkhardt, Friedrich Wilhelm kauft das Königsche Gut in Schraplau (MJBll 5 [1930]).
387. Die Bülow's nahmen ihrerseits wieder eine Unterverpachtung des Amtes vor. Über Lie. Andreas und Martin, Gebrüder die Wege, als Pächter siehe Wegesche Chronik 53 ff. — Oberamt und Unteramt sind von 1742—1763 vereinigt gewesen; das gemeinsame Verwaltungsgebäude war die alte „Kammer“. Dann erfolgte wieder eine Teilung; die Unteramtsverwaltung wurde nach Ehdorf verlegt, die des Oberamtes in den Amtshof an der Weida. Die „Kammer“ aber wurde verkauft. Die niedere Gerichtsbarkeit im Stadtbezirk übte bis 1806 der Magistrat aus, im Amtsbezirk dagegen die Grundherren, d. h. die Mansfelder Grafen im Unteramt bis 1620, im Oberamt bis 1732. Das Prinz Ferdinandsche Patrimonialgericht verblieb im Oberamt bis 1821. Vgl. die ausschlußreiche Arbeit von Lisch, Gerichte und Gerichtsbarkeit in Schraplau (MJBll 1927, 110 f.).
388. Über Schraplaus Leiden in der Franzosenzeit vgl. MJBll 6 (1931); Hermann Ehrodt, Schraplaus dunkelste Tage. — Wöhlbier, Seen, 187. — Burkhardt, Quartiergäste im Mansfelder Lande (MJK 1935, 37 ff.). — Schraplauer Wappen: MML 1925, 35 (Demmel). — Das Wappen der ältesten Edelen von Schraplau zeigte übrigens einen Greif im Schilde — Erinnerung an den Habichtswald? — Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens in Schraplau gaben u. a. Kronenberg, Das Ende des Scharfrichteramtes in Schr. (MJBll 6 [1931]); Burkhardt, Verstaubte Musikantenbriefe (betr. Stadtmusikant Christian Siegmund in Schr. (ebenda 4 [1929])); Ehrodt, Sorgen eines Schraplauer Kantors (MJBll 3 [1931]); Burkhardt, Musikantennöte in Schr. (MJBll 6 [1931]); ders., Musikverpachtung im Mansfelder Lande (MJK 1930, 55 f.) u. a.
390. Kronenberg, Das Grabdenkmal des Pfarrers Christoph Apel in Schraplau (MJK 1935, 43 f.); ders. in MJBll 1931 Nr. 13 über Apels Tätigkeit als Grundbesitzer; über Apel auch: Herrschaft Rößlingen 168 ff.
391. Pickelhäring: Heimatjahrbuch f. d. Regbez. Merseburg 4 (1929), 137 f. (Schulze-Galléra); MJK 1933, 65 f.: Wahrheit um Pickelhäring.
393. Vgl. die 7. Wanderung in dem „Geologischen Führer in die Umgegend von Halle a. d. Saale“ von Hans Scupin. Berlin 1913. — Laue, Eine Wanderung durch die Muschelkalkbrüche des unteren Weidatales (MJK 1929, 46 ff.) und das dort angegebene Schrifttum.
396. v. Rohr, a. a. O. 480.
397. Vgl. die aktenmäßige Darstellung von F. Burkhardt, König Friedrich II. pouffiert die Steinbrüche in Schraplau (MJK 1933, 49—52).

- Schrapellau (MML)* 398. F. Burkhardt, Der erste Kalkbrenner in Sc
1925, 85).
400. Auch Biering, Top. III, 634 deutet den S
den Espen des Weidagrundes; S3 16 (18
ler). — Vorgeschichtliche Gräber bei Esp
(1911), 17—19 (Reuß); M311 20 (1906), 2
401. Trennung der beiden Gemeinden: M311
S3 11 (1878), 423. — Über die Esperstedt
11 (1878), 160 (Größler).
404. Vgl. Fuch, Der Hagen bei Esperstedt im
kleide (Q33 1926); ders., Der Hagen
(M311 Folge 2 Nr. 18 vom 28. 7. 1928).
408. Voigt-Webel; Hist. Denkmahl 54.

Namen nach
14823), 408 Größler
erste H. JV 10
211
20 (1906), 211;
er Klausel: 42

Erstfrühlings-
bei Esperstedt



Blick von der Sülze
bei Oberröblingen auf den Salzigen See
(bis 1892)